Das

Blumenmädchen von Paris.

Von

Ch. Paul de Kock.

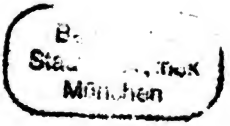
Uebersetzt

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.



Digitized by Google

I.

Papa's Namenstag.

Es war im Monat Mai des Jahres 1853. Der Leser sieht, daß sich unsere Geschichte nicht in dem Dunkel der Vorzeit verliert. Es war Montag; auf dem Boulevard Saint-Martin, vor dem Château-d'Eau, oder vielmehr zu beiden Seiten desselben war Blumenmarkt. Die Verkäuferinnen hatten sich sogar bis an die Rue-de-Lancy ausgebreitet, eine Begünstigung, die man den Blumenhändlerinnen erst seit kurzer Zeit bewilligt hatte, die aber den Spazirgängern eben so angenehm seyn muß wie den Verkäuferinnen und den Bewohnern dieses Stadttheiles. Blumen bieten ja immer einen reizenden Anblick. Was kann es auch Schöneres geben, als die lieblichen Kinder der Flora, die zugleich Augen und Nasen entzücken!

Ob es wohl Menschen gibt, die keine Blumenfreunde sind? Ich würde es nicht glauben, wenn es Jemand versicherte.

Das Wetter war schön; ein seltener Fall in jenem kalten, stürmischen Frühlinge, die Leser werden sich dessen so gut erinnern wie ich. Die Sonne war so gütig sich zu zeigen, und man wußte diese Herablassung zu schätzen, denn seit

Digitized by Google

einigen Jahren nimmt die Sonne in Frankreich gar zu vornehme Manieren an, sie hält es unter ihrer Würde, sich populär zu machen und zeigt sich den Bewohnern dieses Welttheils gar zu selten. Wir verehren die stolze Dame freilich nicht knieend, wie die Incas, aber es macht uns doch große Freude, wenn sie sich zeigt und unsere feuchten, kalten Verstecke mit ihren warmen Strahlen durchdringt, und ungeachtet unserer Vorliebe für Erfindungen und Fortschritt müssen wir gestehen, daß wir noch nichts gefunden haben, was die Sonne zu ersetzen vermöchte.

Auf den Boulevards und insbesondere auf dem Blumenmarkte war's sehr lebhaft; Jedermann beeilte sich den schönen Tag zu benutzen, denn man wußte nicht, ob morgen wieder ein solcher Genuß zu erwarten. Die Leute hatten Recht: schönes Wetter, Vergnügen und Glück muß man benutzen, wenn es sich darbietet, und den Genuß nicht auf den folgenden Tag verschieben.

Unter den Spazirgängern, die sich auf dem Boulevard sonnten und die auf dem Asphalt aufgestellten Blumen musterten, waren, wie immer, mehr Frauen als Männer. Die Frauen haben also die Blumen lieber als wir? . . . Ich könnte sehr viel Hübsches darüber sagen, wie z. B. »Gleich und gleich gesellt sich gern,« oder: »Wo könnte man wohl lieber seyn, als im Kreise der Seinen,« oder auch . . . doch nein, ich will nicht wiederholen, was die Leser schon hundertmal gehört haben . . . Ueberdies finde ich, daß Franz I. das Beste gesagt hat was sich darüber sagen läßt.

Die Damen haben ferner weit mehr Zeit, als wir, sich mit Blumen zu beschäftigen; was Wunder daher, daß sie große Blumenfreundinnen sind. Ich habe einen Hagestolz ge-

Digitized by Google

kannt, der in einem Handlungshause angestellt war; er schwärmte für die Blumen, und ungeachtet seiner nichts weniger als glänzenden Umstände konnte er dem Wunsche nicht widerstehen, einen schönen Rosenstock oder ein Prachtexemplar von einer Nelke zu kaufen und im Triumph nach Hause zu tragen. Die Blume wurde vor das Fenster gestellt. Aber unser Blumenfreund war ein Langschläfer; wenn er erwachte, hatte er kaum Zeit sich anzukleiden und in sein Comptoir zu gehen. Er speiste nicht zu Hause, und wenn er Abends nach Hause kam, eilte er ins Bett. Nach einigen Tagen, als er die gekaufte Blume bewundern wollte, fand er sie zu seinem Erstaunen verdorrt.

»Warum haben Sie denn die Blume nicht begossen?« fragte man ihn.

»Warum? . . . weil ich bemerkt habe, daß es immer nach einiger Zeit regnet.«

Wir wollen die Spazirgänger, die uns fremd sind und daher kein Interesse für uns haben, vorübergehen lassen und uns an eine aus Mutter, Sohn und Tochter bestehende Familie anschließen.

Die Mama heißt Madame Glumeau, mit ihrem Vornamen Lolotte. Sie hat bereits die Schattenseite der Vierzig erreicht; man sieht ihr an, daß sie hübsch gewesen ist: sie ist eine pikante Brünette, deren feuriger, schalkhafter Blick unter der Männerwelt große Verwüstungen angerichtet hat. Aber die Zeit ist unaufhaltsam fortgeschritten und auch an ihr nicht spurlos vorübergezogen . . . Die garstige Zeit! wenn man ihr nur den Weg verrammeln könnte!

Die Gesichtszüge der Madame Glumeau haben sich freilich nicht viel verändert. Nein, ihre Augen sind noch sehr lebhaft, ihre Nase ist fein geformt, ihr Haar ist rabenschwarz

Digitized by Google

und wallt in langen Schmachtlocken zu beiden Seiten ihres Gesichts herab. Aber ein höchst unästhetischer Schmeerbauch hat von der einst schlanken Taille Besitz genommen und die ganze Figur verunstaltet. Sogar das Gesicht ist von dieser übergroßen Fülle und Gesundheit nicht verschont geblieben: die Wangen sind voll, das Kinn hat sich verdreifacht, der Hals verkürzt, die Farbe ist hochroth geworden. Und es gibt Leute, die so tactlos sind, zu dieser Dame zu sagen:

»Sie sind zu beneiden wegen Ihrer schönen Gesundheit; man braucht nicht zu fragen wie Sie sich befinden!«

Auf diese Schmeichelei versucht Madame Glumeau zu lächeln und antwortet:

»Es ist wahr . . . ich bin nicht oft krank!«

Aber im Grunde ihres Herzens beklagt sie, daß sie zu kugelrund geworden ist, und würde gern eine schwere Krankheit überstehen, um ihren vormaligen Wuchs wieder zu bekommen. Jedermann ist jedoch geneigt, sich ein wenig zu schmeicheln, und Madame Glumeau ist weit entfernt, sich für eine »Bombe« zu halten, wie ihre Freundinnen sie zu nennen pflegen, und wenn sie sich im Spiegel betrachtet, begrüßt sie ihr Bild mit einem Lächeln der Befriedigung.

Die dicke Dame promenirte in Begleitung ihrer beiden Kinder. Diese hatten die schöne Zeit, wo sie im »Flügelkleide« an der Hand der Mama lustwandelten, oder vielmehr fortgeschleppt wurden, längst hinter sich: es waren ein nicht sehr hoffnungsvoller Jüngling von neunzehn und ein Mädchen von sechzehn Jahren.

Der Jüngling ist sehr häßlich von Gesicht und hat gar keine Aehnlichkeit mit seiner Mutter; er schielt sehr auffallend, und sein Gesicht bekommt dadurch etwas Unsicheres,

Digitized by Google

Ausdrucksloſes. Allein ſo viel ſieht man in ſeinem Geſicht, daß Monſieur Aſtianax — ſo heißt der junge Glumeau — mit ſeiner kleinen Perſon und noch weniger mit ſeinen Geiſtesgaben gar nicht unzufrieden iſt.

Unglücklicherweiſe hat ihm die Natur eine Geſtalt gegeben, die den Vorzügen, mit denen er begabt zu ſeyn glaubt, keineswegs entſpricht; trotz der hohen Abſätze, die er trägt, und der doppelten Sohlen, die er in ſeine Schuhe legt, iſt Aſtianax Glumeau nicht größer als ſeine Mutter, die vier Fuß neun Zoll mißt.

Die Schweſter dieſes kleinen Menſchen hingegen iſt in ſechzehn Jahren hoch aufgeſchoſſen wie eine Hopfenſtange und wird aller Wahrſcheinlichkeit nach die Größe eines Tambour-Major erreichen. Colinde Glumeau hat wenigſtens ein Geſicht, das ihr Ehre macht; ohne ſo hübſch zu ſeyn, wie ihre Mutter geweſen iſt, hat ſie regelmäßige Geſichtszüge, ziemlich große Augen, einen kleinen Mund, ſchöne Zähne und die friſche Farbe einer noch nicht gepflückten Pfirſiche.

Aber . . . denn es gibt immer ein Aber in dieſer Familie, Mademoiſelle Colinde hat einen ſehr bemerkbaren Fehler in der Ausſprache, ſie ſtammelt in einer für die Zuhörer ſehr läſtigen Weiſe. Ihre Eltern verſichern, »es werde ſich machen,« und halten vieles Reden für das beſte Gegenmittel. Colinde erfüllt dieſen Wunſch ihrer Eltern in einem Maße, daß ihren Freunden und Bekannten zuweilen ganz unheimlich zu Muthe wird.

Die Familie Glumeau war ſchon ziemlich lange auf dem Boulevard, ging von einer Blumenverkäuferin zur andern, beroch die ſchönſten Blumen, fragte nach dem Preiſe, zögerte und konnte ſich nicht entſchließen.

Digitized by Google

Endlich kehrt Madame Glumeau um, steht vor einem sehr schönen Granatenbäumchen still und sagt:

»Dieses Bäumchen kaufe ich für euren Vater . . . Honorius wird sich über den Granatenbaum freuen und sich geschmeichelt fühlen.«

»Aber, Mama, was hat denn mein Vater mit diesem Bäumchen gemein?« fragte der junge Glumeau, indem er zugleich nach dem Boulevard-du-Temple und nach der Porte-Saint-Märtin hin schaute.

»Was er damit gemein hat? . . . Was meinst Du damit, Astianar? Du weißt doch, daß morgen deines Vaters Namensfest ist, er heißt ja Honorius . . . Wir schenken ihm Blumen, wie immer . . . Ich wähle dieses schöne Granatenbäumchen, und mich dünkt, daß gar nichts Auffallendes daran ist.«

»Mama, ich finde es auch nicht auffallend . . . ich sagte nur, was mein Vater, der nie Soldat gewesen ist, mit einem Granatenbaum gemein hat . . . Wäre er Soldat gewesen, so würde ich die Wahl dieses Bäumchens und Ihre Absicht begreiflich finden, aber . . .«

»Du bist ein langweiliger Mensch,« unterbrach ihn die Mutter; »Du willst in Allem eine Absicht finden . . . warte doch, bis Du ein Mann bist.«

»Aber die Blumen haben eine Sprache, Mama; sie bedeuten etwas . . . an ihrer Stelle würde ich lieber eine Myrthe, das Sinnbild der Liebe . . .«

»Lieber Astianar, ich habe deinen Vater seit zwanzig Jahren mit Myrthen beschenkt, er wird genug haben . . . Im Leben geht ja Alles vorüber; wir haben genug Myrthen verbraucht, mich dünkt daß ich wohl einmal abwechseln kann. Ich bin fest entschlossen, ich kaufe diesen Granatenstrauch.

Digitized by Google

Nicht wahr, Colinde, dein Vater wird ſich darüber freuen?«

»O ja, da . . . as . . . wi . . . wird . . . ihn . . . ſehr fr . . . euen.«

»Und was kaufſt Du ihm? . . . Ihr müßt Euch entſchließen, Kinder, denn wir wollen nach dem Eſſen ins Theater gehen, und es iſt ſchon ſpät.«

»Ich,« antwortete die große Demoiſelle, »ich wo . . . wollte gern die be . . . be . . . wußte Blume . . . Du weißt ja . . . ich ſe . . . ſehe ſie nicht.«

»Was für eine Blume?«

»Sage uns ihren Namen . . .«

»Ich . . . erinnere mich nicht . . .«

»Dann frage die Verkäuferin, ob ſie eine ſolche hat,« erwiederte Aſtianar mit pfiffigem Lächeln, denn er ſpottete ziemlich oft über das Gebrechen ſeiner Schweſter.

»O wie Du . . . dumm, Aſtianar!« ſagte Colinde, die ſtolz auf ihren Bruder herabſchaute, wie auf einen kleinen Hund. »Laß mich doch in Ru . . . Ruhe . . . es eine Blume mit Glo . . . ocken.«

»Mit Glocken?«

»Nein, mit kleinen brau . . . aunen Glöckchen.«

»Ah! jetzt weiß ich was ſie meint . . . es iſt eine . . . ich weiß den Namen nicht . . . komm, ich habe drüben ſolche Blumen geſehen.«

Die dicke Mama bezahlt das Granatenbäumchen, dingt einen Träger und führt ihre Tochter zu einer Blumenhändlerin, die eine große Auswahl von Tulpen hat. Colinde muſtert die Tulpen eine Weile, und ſtammelt dann: »Nein, dieſe wollte ich nicht . . . vielleicht kö . . . könnte ich doch

Digitized by Google

. . . Aber sie riechen gar nicht . . . ich möchte etwas A . . . a . . . anderes.«

»Nun, so wähle.«

»Sieh, die Blu . . . Blume dort . . . die Ma . . . M a . . mago . . .«

»Der Name thut nichts zur Sache, wir wollen sie kaufen.«

Colinde bleibt vor einer prächtigen Magnolie stehen, die im Treibhause schon zur Blüthe gekommen ist und hält die Nase auf den schönen weißen Blumenkelch, der so lieblich nach Orangen und Citronen duftet . . . aber sie hebt den Kopf und sagt:

»Die Blume riecht zu stark.«

»Hören Sie, Mamsellchen,« rief ihr die Blumenhändlerin nach, die sich ärgerte, daß die große Demoiselle mit ihrer Mutter weiter ging; »wenn Sie nichts kaufen wollten, hätten Sie Ihre Nase anders wohin stecken sollen, als in meine Magnolie. Gehen Sie nur und kaufen Sie sich Pechnelken, die werden Ihnen besser gefallen.«

Die Familie hat die etwas heftigen Herzensergüsse der Blumenverkäuferin nicht gehört oder wenigstens nicht beachtet. Sie bleibt vor einer Gruppe von Lorbeersträuchen stehen. Colinde, welche den Verweis schon vergessen hat, beriecht noch mehre Lorbeerstauden, aber das Experiment fällt keineswegs zu ihrer Befriedigung aus; sie sagt, sich abwendend:

»Pfui! da . . . das riecht schlecht!«

Dieses Mal zieht Madame Glumeau ihre Tochter eilends mit sich fort und flüstert ihr zu:

»Colinde, willst Du Dich denn von allen Verkäuferinnen ausschimpfen lassen? So etwas darf man nicht sagen, zumal wenn man nichts kauft. Wenn Du Dich nicht ent-

Digitized by Google

ſchließen willſt, ſo gehen wir und Du haſt deinem Vater nicht einmal eine Blume anzubieten! Du weißt doch, er hat die Blumen ſo gern . . . und es wäre ſo hübſch an ſeinem Namenstage!«

»Schweſter,« ſagte Aſtyanax, »ich rathe Dir, unſerem Vater einen Topf mit Immortellen zu ſchenken, denn die Immortelle bedeutet, daß man lange leben wird . . . und die Abſicht iſt leicht zu errathen.«

»Einen Topf mit Immortellen!« eiferte die Mama, »das fehlte noch! . . . Biſt Du von Sinnen, Aſtianax? Eben ſo gut könnteſt Du deinem Vater einen Topf mit Baſilicum ſchenken, wie die Schuhflicker in ihren Fenſtern haben . . . Sieh, Colinde, hier iſt ein prächtiger Roſenſtock . . . wir wollen ihn kaufen.«

»Ach, ein Ro . . . Ro . . . Roſenſtock . . . ich möchte etwas Anderes.«

»Du weißt nicht was Du willſt . . . Und der arme Commiſſionär, der den großen Granatenbaum trägt, er ſcheint von Schweiß zu triefen.«

»Aber es iſt doch nicht ſo heiß, Mama . . .«

Ohne ſich über die Unſchlüſſigkeit ihrer Tochter zu kümmern, kauft Madame Glumeau den Roſenſtock, gibt ihn dem Commiſſionär und wendet ſich an ihren Sohn:

»Jetzt, Aſtianax, haſt Du noch eine Blume zu wählen. Mich dünkt, Du möchteſt deinem Vater lieber einen Strauß ſchenken.«

»Ja, Mama, denn in einen Strauß kann man verſchiedene Blumen binden, die neben einander noch mehr bedeuten, als wenn ſie allein ſind . . . die Türken nennen das ein »Selam« . . . ich will meinem Vater ein Selam ſchenken.«

»Warum denn? So viel mir bekannt, iſt es deinem

Digitized by Google

Vater nie eingefallen, ein Türke zu seyn . . . er wird nicht wissen was der Strauß zu bedeuten hat.«

»Erlauben Sie, Mama, ich werde ihm die Bedeutung der Blumen erklären.«

»Gut, aber beeile Dich; Du hättest deinen orientalischen Strauß längst wählen können, während wir unsere Blumen kauften.«

»Ich habe schon gesucht, aber noch nicht gefunden, was ich wollte.«

»Es fehlt aber doch nicht an Blumenhändlerinnen . . . Sieh, dort sitzt eine . . . die sogar sehr hübsch ist . . . wenn ihre Sträuße ihr gleichen, wirst Du gewiß finden was Du suchst.«

II.

Violette.

Madame Glumeau hatte vollkommen Recht gehabt, als sie das bezeichnete Blumenmädchen sehr hübsch nannte, denn sie meinte die schöne Violette.

Wir wollen daher mit Violette Bekanntschaft machen; es ist ja immer angenehm, ein hübsches Mädchen kennen zu lernen, wenn sie auch Blumen verkauft, aber ganz besonders wenn sie nur Blumen feil bietet.

Violette mochte achtzehn bis neunzehn Jahre alt seyn; sie ist schlank, ohne zu groß zu seyn, was bei dem schönen Geschlecht eher ein Mangel als ein Vorzug ist; ihre Bewegungen sind anmuthig und ungezwungen. Ihr Gesicht ist oval, ihr braunes, seidenartiges Haar umschließt eine Stirn, die zugleich freundlich und ernst ist. Ihre Augen sind eben-

Digitized by Google

falls braun, haben aber einen ſanften, ſeelenvollen Ausdruck und ſind mit langen Wimpern beſchattet, die ihnen einen unbeſchreiblichen Zauber verleihen. Ihre Augenbrauen ſind nicht ſtark, aber ſchön geformt. Ihr Mund iſt nicht ſehr klein, aber klug und geiſtreich; ein kleiner Mund iſt oft ausdruckslos, ohne Geiſt und Leben, ein etwas größerer, ausdrucksvoller Mund, zumal mit weißen, regelmäßigen Zähnen, iſt bei weitem anziehender. Aus dieſem flüchtig ſkizzirten Porträt ſieht man, daß ſie ſehr hübſch war.

Es gibt indeß viele Mädchen, welche alle äußeren Vorzüge Violettens beſitzen und bei denen man gleichgiltig vorübergeht, ohne ſich angezogen zu fühlen; es iſt nicht immer genug, ſchön zu ſeyn, um zu gefallen, man muß auch ein gewiſſes Etwas an ſich haben, das die Aufmerkſamkeit erregt und unwiderſtehlich anzieht und feſſelt, das dem Geſicht einen Ausdruck, der Stimme einen Zauber verleiht. Dies iſt eine Naturgabe, für welche die Coketterie vergebens einen Erſatz ſuchen würde. Dieſe Gabe beſaß das ſchöne Blumenmädchen.

Dabei unterſchied ſie ſich in ihrer Redeweiſe, in ihrem Benehmen von den übrigen Blumenverkäuferinnen. Sie drückte ſich beſſer aus und war immer höflich, ſelbſt wenn man nichts kaufte. Violette machte ſich daher zuerſt durch ihre Schönheit und dann durch ihre Artigkeit bemerkbar . . . die Höflichkeit iſt ja unter dieſer Menſchenclaſſe und ſelbſt anderswo eine Seltenheit. Es gibt Leute, die ſich ein Anſehen zu geben meinen, wenn ſie einen übermüthigen Ton und ein keckes, hochfahrendes Weſen annehmen . . . die armen Narren! man würde ſie bedauern, wenn man nicht über ſie lachen müßte.

Ob Violette, die ſich beſſer ausdrückt und artiger benimmt als andere Perſonen ihres Standes, vielleicht das

Digitized by Google

Kind reicher und vom Unglück betroffener Eltern ist? . . . Ob sie durch diesen Erwerb, für den sie nicht geboren ist, vielleicht ihre darbenden, kranken Eltern unterstützen will? . . . Nein, Violette kennt ihre Eltern nicht, sie weiß nicht, ob sie noch leben, sie weiß nur, daß sie von ihnen verlassen worden ist.

Man hatte sie bald nach ihrer Geburt einer Amme in einem kleinen Dorfe der Normandie, unweit Abbeville, anvertraut, und mochte ihr wohl wenig Theilnahme schenken, denn man vergaß das Kostgeld für sie zu bezahlen. Die Bäuerin, welche Mutterstelle bei dem Kinde vertrat, duldete sich lange; als sie aber nach drei Jahren keine Nachricht von den Eltern erhielt, wollte die arme Frau, die selbst eine zahlreiche Familie hatte, das ihr anvertraute Kind in das Waisenhaus geben; aber eine alte Dame, die zufällig in das Dorf kam, erbot sich, die kleine Verlassene mit nach Paris zu nehmen und für sie zu sorgen.

Die Bäuerin nahm das Anerbieten an und ließ sich den Namen und die Adresse der Dame geben, um ihr zu schreiben, falls sich die Eltern des Kindes einfinden würden . . . Aber wer waren die Eltern?

Auf diese Frage der Dame antwortete die Bäuerin:

»Das kann ich Ihnen nicht sagen . . . die Mutter habe ich gar nicht gesehen. Ich war in der Kanzlei des Findelhauses in der Straße Saint-Apolline; ein schöner Herr — ich glaube es war ein Bedienter — kommt in den Hof, wo ich eben frische Luft schöpfte, und fragt mich, ob ich ein in der Nacht gebornes Kind zu mir nehmen wolle. Ich antworte ja, und er sagt: »Dann brauche ich nicht weiter zu suchen; Ihr seyd so gut wie eine Andere . . . nehmt euer Bündel und kommt.« Ich ging mit ihm. Vor der Thür hielt ein

Digitized by Google

Wagen und ich ſtieg mit dem ſchönen Bedienten ein. Wir kamen in eine Straße, deren Namen ich nicht weiß; man führte mich in ein großes Haus, in den zweiten Stock. Ich fand einen ſehr hübſchen, eleganten Herrn . . . er trug eine prächtige goldene Kette an ſeiner Weſte . . . er war noch jung, etwa zweiunddreißig. Als er meinen Begleiter ſah, rief er ihm entgegen: »Biſt Du endlich da, Comtois! Ich weiß nicht was ich mit dem Kinde anfangen ſoll; es ſchreit, daß mir das Trommelfell zerreißt . . . Bringſt Du endlich eine Amme?« — »Ja, hier iſt eine, welche die Kleine zu ſich nehmen will.« — »Ah, das iſt gut!« — Und ohne mich anzuſehen, ohne ſich zu kümmern, ob ich auch zu einer Amme tauglich ſey, gab er mir einen Wink. Ich folgte ihm in ein anderes Zimmer; was ſah ich? ein kleines armes Würmchen, das eben auf die Welt gekommen war und auf einem mit Kiſſen belegten Tiſche zappelte . . . man hatte ihm nicht einmal eine Wiege gegeben. Der Herr ſagte zu mir: »Nehmt das Kind und tragt es geſchwind, denn es ſchreit, daß mir Hören und Sehen vergeht.« — Ich antworte: »Nichts für ungut, mein lieber Herr, es macht zwanzig Francs monatlich; Zucker und Seife extra.« — »Gut, gut,« ſagte er und drückte mir hundert Francs in die Hand; »dies iſt für die erſten Koſten. Seyd nur ruhig, Ihr werdet mehr Geld bekommen, es ſoll Euch an nichts fehlen.« — Ich machte einen Knix und ſagte: »Monſieur, ich heiße Margarethe Thomaſſeau und wohne in Coulange, bei Abbeville in der Picardie. Mein Mann zieht Eſel auf . . . ich habe ſchon vier in der Koſt gehabt . . .« —»Es iſt gut . . . nehmt das Kind und geht.« — »Nichts für ungut, ſagte ich, wo iſt denn das Wickelzeug?« — Der vornehme Herr ſieht ſeinen Bedienten ganz erſtaunt an und ſagt: »Was plaudert das

Digitized by Google

Weib? Ich weiß nicht was ſie meint.« — Der Bediente, der geſcheider war als ſein Herr, antwortete ihm: »Sie meint die Kleider und Wäſche des Kindes.« — »Diable, das habe ich nicht gewußt; ſie ſcheint auch nicht daran gedacht zu haben . . . Höre, Comtois, gib ihr einige Hoſen und Weſten von mir, gib ihr meinen alten Schlafrock und abgelegte Hemden . . . die Amme wird es ſchon paſſend machen und ſpäter wird man ihr mehr ſchicken . . . Beeile Dich, Comtois. Hier dieſes Schnupftuch leg' noch bei, es gehört der Mutter der Kleinen . . . ich habe es geſtern aus Verſehen eingeſteckt.« — Der Bediente ſchnürte mir in der Eile ein Bündel . . . wahrlich ein curioſes Wickelzeug! es beſtand aus einem Schlafrock von Merino, mit Seide gefüttert, aus drei Hoſen von Caſimir, ſechs Cravaten, drei ſeidenen Weſten, ſechs ſchönen Hemden, einem Hoſenträger und einem weißen Schnupftuch mit einem geſtickten Namenszuge und einer Krone darüber. Das Schnupftuch habe ich aufbewahrt, damit die Kleine wenigſtens etwas von ihren Eltern bekomme. Kurz und gut, es war beſſer als gar nichts; ich nahm das Packet und man ſchob mich mit meinem Säugling hinaus. Da fiel mir ein, daß ich gar keinen Namen wußte. »Wie heißt denn die Kleine?« fragte ich, als ich ſchon in der Thür war; »und wie heißen Sie und Ihre Frau Liebſte?« — Der vornehme Herr ſchnitt ein ſonderbares Geſicht und beſann ſich lange, als ob er nicht gewußt hätte was er mir antworten ſollte; endlich ſagte er: »Die Kleine heißt Evelina . . . Evelina de Paulowski . . . Geht nur, man wird Euch ſchreiben.« — Ich wurde mit dem Kinde und dem Bündel vollends zur Thür hinausgeſchoben. Ich machte mich noch denſelben Tag auf den Weg und ſeitdem — es ſind nun drei Jahre — habe ich von den Eltern der Kleinen nichts wieder gehört . . .

Digitized by Google

den Namen Evelina fanden wir zu lang und zu schwer auszusprechen; und da die Kleine, wenn sie im Grase spielte, die Veilchen so gern pflückte, so nannten wir sie Violette; Sie können sie auch so nennen, meine liebe Dame, wenn's Ihnen Vergnügen macht. Sie hört besser darauf als auf den Namen Evelina.«

Dies hatte die neue Pflegemutter der Kleinen von der Bäuerin erfahren. Die Dame war nicht reich, aber sie hatte dem Kinde doch einigen Unterricht geben lassen. Violette konnte lesen, schreiben und hatte einige Handarbeiten gelernt; aber ihre Wohlthäterin starb, bevor sie vollständigen Unterricht genossen hatte. Die arme Kleine war erst eilf Jahre alt, als sie sie verlor.

Das hilflose, verlassene Mädchen besaß zu viel Selbstgefühl, um zu betteln, und ging von Thür zu Thür, zu allen Bewohnern der benachbarten Häuser. »Geben Sie mir etwas zu thun,« bat die kleine Violette; »ich bin schon im Stande zu arbeiten, ich kann nähen und stricken; ich will Alles thun, was Sie wollen; aber geben Sie mir Arbeit, denn ich würde lieber verhungern, als betteln und von der Mildthätigkeit der Vorübergehenden leben.«

Diese Worte verriethen schon einen gewissen Charakterstolz, einen edlen hohen Sinn; sie bekundeten zumal Violettens Abscheu vor dem Müßiggang, der unter allen Fehlern der gefährlichste ist. Sie waren besser als ein Empfehlungsschreiben.

Eine Obsthändlerin sagte zu dem kleinen Mädchen:

»Ich kenne eine Dame, die eine kleine Bonne für ihre Kinder sucht. Ich will Ihnen ihre Adresse geben, gehen Sie zu ihr, Sie werden den Dienst vielleicht bekommen . . . ich

Digitized by Google

fürchte nur, man wird Sie etwas zu jung finden . . . Wie alt sind Sie?«

»Eilf Jahre.«

»Sie müssen sagen, Sie wären vierzehn.«

»O nein, Madame, ich will nicht lügen . . . meine Pflegemutter sagte mir immer, das Lügen sey ein häßlicher Fehler.«

»Ja, ja, man sieht's wohl, daß Sie noch jung sind, Kleine! . . . Wenn Sie in Ihrem ganzen Leben nie lügen, so wird man Sie später als ein Wunderding für Geld sehen lassen . . . Nun, es ist Ihre Sache, mein Kind . . . thun Sie was Sie wollen.«

Violette begab sich zu der Dame, die eine Bonne für ihre Kinder suchte. Die erste Frage der Dame war: »Wie alt sind Sie?« Und als die kleine Violette die Wahrheit antwortete, entließ sie sie mit den Worten: »Sie sind viel zu jung! Sie sind ja selbst noch ein Kind; wie könnte ich Ihnen Kinder anvertrauen?«

»O, Madame, ich bin schon sehr gesetzt und verständig für mein Alter. Erkundigen Sie sich nur im Hause Nr. 32 . . . Sie können mir ja geben was Sie wollen, Madame, es ist mir egal, wenn ich nur leben kann, ohne zu betteln, mehr verlange ich nicht.«

Diese letzten Worte machten die Dame aufmerksam, denn es gibt Leute, die bei allen Dingen nur die Kosten berechnen, sogar wenn es sich um die Beaufsichtigung ihrer Kinder handelt. Diese Personen halten es gemeiniglich für ein himmelschreiendes Unrecht, daß die Behörden befehlen, den Hunden Maulkörbe anzulegen.

Die Dame rief die kleine Violette zurück und sagte:

Digitized by Google

»Kommen Sie morgen wieder, ich werde in dem Hause, das Sie mir genannt haben, Erkundigungen einziehen.«

Am folgenden Tage wurde Violette als Bonne mit einem Jahreslohne von hundert Francs aufgenommen. Die Kleine fand diese Summe außerordentlich groß, sie würde umsonst eingetreten seyn, wenn man's ihr angetragen hätte. Sie führte zwei kleine Mädchen von drei bis vier Jahren täglich auf dem Boulevard, in der Nähe des Chateau-d'Eau spaziren. Wenn Blumenmarkt war, ermangelte Violette nie, die Kinder dahin zu führen und dann war sie ganz glücklich, denn sie hatte die Blumen sehr gern: sie konnte freilich keine kaufen, aber an den Markttagen konnte sie wenigstens welche sehen und sich nach Herzenslust an dem lieblichen Anblick weiden.

So verflossen fast drei Jahre. Violettens Gebieterin hatte über ihre kleine Bonne nie eine Klage zu führen, denn diese hatte die beiden Kinder, die man ihr anvertraut, nicht einen Augenblick verlassen. Indeß wurde ihr Lohn nicht erhöht; Violette verlangte es freilich nicht, und um in der menschlichen Gesellschaft emporzukommen, ist es nicht genügend, sich gut zu betragen, Verdienste und Talent zu haben, man muß fordern und immer fordern. Menschen, die ohnedies schon über dem großen Haufen stehen, sehen dies nicht ein und ziehen es vor, sich nicht anders als durch ihr Talent auszuzeichnen.

Die Mutter der beiden kleinen Mädchen, die der Aufsicht Violettens anvertraut waren, verließ Paris und Frankreich; sie nahm ihre Kinder, aber nicht ihre Bonne mit. Violette war daher wieder ohne Platz und ohne Beschäftigung. In der Erwartung, daß ihr der Zufall wieder zu einem Un-

Digitized by Google

terkommen verhelfe, ging sie oft, wie sie es bisher gewohnt gewesen war, auf den Boulevard, und an den Markttagen stand sie vor den Blumen still und blieb zuweilen Tage lang da.

Eines Tages wurde Violette von einer schon bejahrten Blumenhändlerin, die sie oft in Begleitung der beiden Kinder gesehen hatte, freundlich angeredet:

»Nun, mein Kind, was ist denn aus den beiden kleinen Mädchen geworden, die Sie immer hier spazieren führten? Ich kenne Sie wohl, ich habe Ihnen oft nachgeschaut, und ich glaube, daß man sich über Sie nicht zu beklagen hat . . . O, Sie liefen nicht bald hier- bald dorthin! . . . Sie plauderten nicht stundenlang, wie die meisten Mädchen, denen man Kinder anvertraut . . . O mein Gott! wenn den Kleinen kein Unglück geschieht, so ist's gewiß nicht die Schuld der Mädchen, die sich mit ganz anderen Dingen beschäftigen, als mit den Kindern, die sie spazieren führen!«

»Ach! Madame,« erwiederte Violette, »meine gnädige Frau ist mit ihren Kindern nach England gegangen . . .«

»Und Sie wollten Ihre Heimat nicht verlassen?«

»O, ich wäre gern mit ihr gegangen, aber sie wollte mich nicht mitnehmen.«

»Und die Dame hat Sie sitzen lassen, ohne Ihnen einen andern Platz zu verschaffen . . . ein so junges Blut! Das ist nicht schön von ihr! . . . Es wäre eine Kleinigkeit für eine Dame gewesen, und sie hätte nicht so undankbar seyn sollen für Ihre guten Dienste . . . Aber was machen Sie denn jetzt, mein Kind?«

»Ich suche einen andern Platz, habe aber noch keinen gefunden. Zum Glück habe ich mir etwas erspart, ich bekam jährlich hundert Francs!«

Digitized by Google

»Nicht mehr als hundert Francs? Ihre Dame war nicht freigebig.«

»O, ich hatte genug, ich kaufte nur meine Kleider, alles Uebrige hatte ich frei . . . Jetzt habe ich hübsche Sachen und noch sechzig Francs . . . ich brauche so wenig, um zu leben . . . mit fünf bis sechs Sous täglich habe ich genug . . .«

»Arme Kleine! Dann sind Sie kein Leckermaul . . . aber Sie müssen nur von Brot und Wasser leben?«

»O nein, ich nehme jeden Morgen für einen Sous Milch . . . Brot in Milch getunkt schmeckt mir köstlich.«

»Ja wohl, wer's gern ißt . . . Aber bei dieser Diät würden Sie bald Ihre Farbe verlieren. Sie haben wohl die Blumen recht gern, mein Kind? Sie sehen sie oft so lange an, als ob Sie sie küssen wollten.«

»Die Blumen! . . . Ach, Madame, ich bin eine wahre Blumennärrin, ich kann mich nicht satt daran sehen.«

»Wirklich? . . . Dann würde es Ihnen gewiß auch Vergnügen machen, Blumen zu verkaufen und Sträuße zu binden, wie ich?«

»Sträuße zu binden, mitten unter Blumen zu leben . . . Sie fragen mich, ob mir das Freude machen würde? O ja, das wäre meine größte Freude . . . Es scheint mir, daß eine Blumenhändlerin gar nichts mehr zu wünschen hat!«

»Nun, so setzen Sie sich zu mir, Kleine . . . ich bin allein, ich habe weder Kinder, noch Verwandte und Angehörige; ich bin nicht mehr so flink auf den Füßen, wie vormals. Wenn Sie bei mir bleiben und eben so sittsam und verständig seyn wollen, wie Sie immer waren, wenn Sie mit den beiden kleinen Mädchen spaziren gingen, so will ich Sie behalten und Ihnen einen Theil von meinem Verdienst

Digitized by Google

geben; kurz, Sie können ein Blumenmädchen werden. Ist Ihnen das recht?«

»O, ja, ja . . . ein Blumenmädchen möchte ich schon werden . . . Aber ist es denn wirklich Ihr Ernst?«

»Mein voller Ernst, so wahr ich die Mutter Gazon heiße . . . Und wie heißen Sie?«

»Ich heiße Violette.«

»Violette! . . . Sehen Sie wohl, daß Sie zum Blumenmädchen geboren sind!«

Violette nahm neben der Mutter Gazon Platz, und diese war so zufrieden mit ihrer Behendigkeit und mit ihrem Geschmack im Sträußebinden, daß sie sich täglich Glück wünschte sie zu sich genommen zu haben.

Violette erreichte ihr fünfzehntes, sechzehntes Jahr, und sie wurde so hübsch, ihr Wuchs nahm so vortheilhafte Verhältnisse an, daß man anfing, sie zu bemerken und das Geschäft der Mutter Gazon einen größern Aufschwung nahm, als zuvor.

Auch an Stutzern, welche dem schönen Blumenmädchen gar viel Schönes sagten und verliebte Blicke durch ihre Lorgnetten zuwarfen, fehlte es nicht; aber Violette ließ das Geschwätz ganz unbeachtet. Ueberdies war die Mutter Gazon da, und die brave Alte fertigte die süßen Herren immer mit kurzen Worten ab.

»Lassen Sie doch die Kleine in Ruhe! Sie sehen ja, daß sie sich langweilt über Ihre schönen Worte, die weder Kopf noch Stiel haben! . . . Gehen Sie und lassen Sie sich frisiren, das ist besser!«

Aber eines Abends fühlte die Mutter Gazon in Folge allzu reichlichen Liqueurgenusses eine Unpäßlichkeit, welche sie zwang das Bett zu hüten. Am folgenden Tage verschlim-

Digitized by Google

merte ſich ihr Zuſtand, und ſie ſagte zu ihrer jungen Genoſſin:

»Liebe Violette, ich glaube, daß ich einpacken muß, um nie wieder auszupacken . . . Ich hinterlaſſe Dir Alles was ich habe; mein Capital, meine Blumen, meine Hauseinrichtung, meine Kundſchaften. Sey immer ſittſam und verſtändig, laß Dich nicht beſchwatzen, dann wirſt Du gewiß dein Glück machen. Ich hätte noch lange auf dem Boulevard Blumen feilbieten können, wenn ich den Lockungen des Wachholders widerſtanden hätte . . . Nun, es iſt nicht zu ändern; ich freue mich wenigſtens, daß Du bei mir biſt und mir die Augen zudrücken kannſt.«

Dies iſt die ganze Geſchichte Violettens, und ſo war das arme verlaſſene Kind ein Blumenmädchen geworden.

III.

Georget und Chicotin.

»Wir möchten ein ſehr ſchönes Bouquet haben,« ſagte Madame Glumeau zu Violette.

»Ja, ſetzte Colinde hinzu, »ein Boubou . . . ein Boubou . . .«

»Es iſt nicht genug, daß das Bouquet ſchön ſey,« ſagte Aſtianax, der ſich alle Mühe gab, das hübſche Blumenmädchen mit beiden Augen zugleich anzuſehen. »Ich habe bei dieſem Strauß, den ich meinem Vater ſchenke, meine Abſicht, welche die Blumen ausdrücken müſſen . . . Mademoiſelle, ich möchte ein Selam . . . Geben Sie mir ein Selam.«

Violette machte große Augen und antwortete:

Digitized by Google

»Die Blume kenne ich nicht . . . es ist vielleicht ein Topfgewächs.«

»Sie irren sich, mein Kind; ein Selam ist keine einzelne Blume . . . es ist eine Zusammenstellung von Blumen, die etwas bedeutet, es ist ein orientalischer Strauß.«

»Orientalische Blumen habe ich nicht.«

»Sie verstehen mich nicht. Ich meine . . .«

»Du bist unausstehlich, Astianar!« unterbrach ihn die Mama unwillig. »Du möchtest hier zwei Stunden stehen, obschon Du weißt, daß wir keine Zeit übrig haben. Wähle selbst die Blumen, die Du wünschest, und man wird Dir deinen Strauß binden.«

Monsieur Astianar, durch die schönen Augen des Blumenmädchens aus der Fassung gebracht, wird bis über die Ohren roth, er beginnt unter den feilgebotenen Blumen zu »fourragiren« und stammelt:

»Ich sehe nicht . . . ich finde nicht was ich suche . . . Ich wünschte eine . . .«

»Sagen Sie mir nur, welche Blumen Sie wünschen,« sagte Violette; »das ist besser, als meine Blumen in Unordnung zu bringen.«

Aber der kleine Mensch konnte das hübsche Blumenmädchen nicht genug bewundern, er wußte nicht mehr was er wählen sollte.

Der Träger, welcher den schweren Kasten mit dem Granatenbaum und den nicht leichten Topf mit dem Rosenstocke auf den Armen trägt, sagt zu Madame Glumeau:

»Wenn Sie noch lange hier bleiben, will ich eine Butte holen, um den Kram hineinzusetzen.«

»Nein, es ist nicht der Mühe werth, wir gehen gleich

Digitized by Google

fort . . . Nun, mein Sohn, haſt Du deine Blumen gewählt?«

»Ich finde nicht was ich ſuche.«

»Ach! mein Gott, Colinde, ſteht dort nicht die Couſine Michonnard?«

»Ja, Mama . . . ſie iſt's . . .«

»Ach! wir ſind verloren, wenn ſie uns ſieht! . . . Sie wird zu uns kommen und uns nicht mehr von der Seite gehen. Sie iſt im Stande, ſich zu Gaſte zu bitten . . . Ihr wißt, der Papa kann ſie nicht leiden, weil ſie immer ſagt, er ſehe ſchlecht aus . . . Wir wollen geſchwind fortgehen, ehe ſie uns ſieht . . . Komm, Aſtianar.«

»Aber, liebe Mama, ich habe noch kein Bouquet . . .«

»Das kommt von dem langen Zögern . . . Du kannſt deinem Vater ein Herz von Marcipan mit ſeinem Namenszuge ſchenken, das iſt auch ganz paſſend . . . Kommt, kommt . . . Commiſſionär, folgen Sie uns!«

Vergebens macht das Söhnlein Gegenvorſtellungen gegen das Marcipanherz, das ſeinen Abſichten nicht entſpreche, die dicke Dame läßt ſich nicht irre machen, ſie nimmt ihn beim Arm und zieht ihn fort. Der kleine Menſch hat kaum Zeit, der ſchönen Violette noch einen ſehnſüchtigen Blick zuzuwerfen.

In wenigen Augenblicken war die Familie Glumeau verſchwunden.

Ein junger Menſch, der eine Blouſe und eine Mütze trug und ein ſo zartes, feines Geſicht hatte, daß er höchſtens ſechzehn Jahre alt zu ſeyn ſchien, obgleich er beinahe achtzehn zählte, ſah Violette, bei der er ſtehen geblieben war, lachend an und ſagte zu ihr:

Digitized by Google

»Schöne Kundschaften, fürwahr! sie stören zwischen Ihren Blumen herum, und gehen fort, ohne etwas zu kaufen . . .«

»Das geht einmal so im Geschäft, Monsieur Georget, man kann nicht immer verkaufen . . .«

»Aber mir scheint, der interessante Jüngling wäre gern noch geblieben . . . Hat der Ihnen Blicke im Zickzack zugeworfen! Es ist wahrlich nicht erlaubt so zu schielen! Er wird gewiß vom Militär frei, denn wer schief sieht, kann nicht gerade auf den Feind schießen . . . Kurz und gut, Sie haben eine Eroberung an ihm gemacht.«

»Mein Gott! Georget, wer Sie reden hört, könnte glauben, alle Leute wären in mich verliebt! . . .«

»An schmachtenden Verehrern und seufzenden Bewunderern fehlt's Ihnen wenigstens nicht . . . Es gibt Tage, wo man Ihrer Bude gar nicht nahe kommen kann, so viele Menschen drängen sich zu Ihnen.«

»Es ist wahr, ich habe mich nicht zu beklagen. Ich verkaufe viel . . . Meine Bouquets scheinen Beifall zu finden . . .«

»O! Ihre Bouquets . . . und Sie selbst. Wenn die Verkäuferin so hübsch und liebenswürdig ist, so kauft man gern . . . und Sie sind ungeheuer hübsch!«

»Georget, Sie wissen wohl, daß mich nichts mehr langweilt als Schmeicheleien.«

»Dann müssen Sie sich sehr oft langweilen. Sie bekommen ja den ganzen Tag Schmeicheleien zu hören.«

»Ich kann's den Käufern nicht wehren, Albernheiten zu sagen; aber Sie, meine ich, sollten vernünftiger seyn.«

»Sage ich denn Albernheiten?«

Digitized by Google

»Würden Sie nicht beſſer thun zu arbeiten, ſtatt an den Markttagen vor meiner Bude umherzuſchlendern?«

»Iſt es Ihnen denn unangenehm, Violette, daß ich zuweilen bei Ihren Blumen ſtehen bleibe?«

»Das ſage ich nicht; ich frage Sie nur, ob es nicht beſſer wäre zu arbeiten . . .«

»Gut, gut, mein ſchönes Jüngferchen . . . Ich werde mich noch mehr in Ihrer Nähe aufſtellen, da ich weiß, daß Sie es nicht gern ſehen . . . Ich werde mir's nicht zweimal ſagen laſſen.«

»O, wie boshaft!« erwiederte Violette; »darf man Ihnen denn nicht einmal einen Rath geben?«

Aber der junge Commiſſionär hört das ſchöne Blumenmädchen nicht mehr an; er entfernt ſich mit einem ſehr ſchmollenden Geſicht und ſetzt ſich auf die Stufen des Chateau-d'Eau.

Kaum hat er dieſen Platz eingenommen, ſo erſcheint ein anderer Gamin von neunzehn Jahren vor ihm. Er iſt groß und ſtark, keck und unternehmend; die Mütze trägt er auf einem Ohr und gibt ſich auf den erſten Blick als ein lärmender Geſell zu erkennen.

»Ah, da iſt ja mein kleiner Georget! Nun, das freut mich; ich glaubte, der Wallfiſch, der drüben gezeigt wird, habe ihn verſchlungen . . . Ich weiß wohl, daß das Ungethüm nicht lebendig iſt, aber das thut nichts zur Sache; Du hätteſt ganz bequem in ſeinen Rachen ſchlüpfen können . . . Haſt Du den Wallfiſch geſehen, Georget?«

»Laß mich in Ruhe, ich habe keine Luſt zum Plaudern.«

»Nun, ich habe mir den Wallfiſch angeſchaut. Da ich das Meer noch nicht geſehen habe, ſo dachte ich: der Wallfiſch wird mir einen Begriff von den Bewohnern des Oceans

Digitized by Google

geben. Aber Tauſendſapperment, wie hat man mich beluchst! . . . Denke Dir, ich trete in ein langes, ſchmales Breterhaus; ich ſehe nichts, keine Spur von Waſſer. Ich denke: wo in aller Welt iſt der Wallfiſch? . . . Und trotzdem ging ein Kerl in Matroſenkleidern zwiſchen den Bretern hin und her und ſchrie aus Leibeskräften: »Sehen Sie, meine Herren und Damen, ſehen Sie dieſes ſeltene Thier! Es iſt der erſte Wallfiſch, den man ſeit den Römerzeiten in Frankreich geſehen hat! . . . Er iſt bei Havre mit der Harpune gefangen worden, und man würde ihn lebendig nach Paris gebracht haben, wenn man ihn in einem Waggon erſter Claſſe hätte unterbringen können.« — Als ich das höre, reiße ich die Augen weit auf, um das Meerungethüm zu finden . . . Beim Eintritt in die lange Hütte hatte ich auf dem Boden, zwiſchen zwei Bretern wohl etwas Schwarzes geſehen, das ich für Gartenerde gehalten hatte. Ich hatte mir gedacht: man ſcheint zur Verſchönerung der Hütte Blumen pflanzen zu wollen. Aber ich hatte mich ſchrecklich getäuſcht . . . der ſchwarze Gegenſtand zwiſchen zwei Bretern war der Wallfiſch . . . Ich bemerke es, als ich ans Ende der Hütte komme, denn die ſchwarze Maſſe, die ich für Gartenerde gehalten, hatte eine Art Kopf mit einem Bart . . . Ich ward verdrießlich, denn es war mir leid um mein Geld, und ich ſagte zu dem Matroſen: Ich wäre nicht in eure Baracke gekommen, wenn Ihr mir geſagt hättet, daß der Wallfiſch in einer Kiſte ſteckt und wie ein Häring gedörrt iſt . . . Nun, Georget, ſo lache doch ein bischen.«

»Ich habe Dir ſchon geſagt: laß mich in Ruhe, ich will nicht lachen.«

»Aber was fehlt Dir denn, Du kleiner Knirps? Du ſiehſt ja ſeit einiger Zeit ſo ſauertöpfig aus, als hätteſt Du

Digitized by Google

nichts zu beißen und zu brechen! . . . Ich will Dir die Grillen vertreiben; komm, ich zahle Dir einen Schoppen im Weinhause drüben.«

»Ich danke, ich habe keinen Durst.«

»Und dann komm diesen Abend mit mir ins Theater . . . O, fürchte Dich nicht, ich führe Dich nicht in die »Delasses« oder in die »Funamb«*), oder ins »Petit-Lazare;« ich besuche jetzt die großen Theater, vorzugsweise die »Folies-dramatiques.« . . . Schau, Kleiner, wenn man »Mamsell Duplessis« und »Eine schlechte Nacht ist bald überstanden« gesehen hat, so mag man nichts Anderes mehr sehen. Es ist prächtig! . . . Mamsell Duplessis trägt ein mit Spitzen besetztes Nachtcorset, wie eine Braut am Hochzeitsabend. O, wie schön, wie reizend ist sie! Ich träume jede Nacht von ihr . . . Und Christian in der »Perrücke meines Oheims« . . . Du solltest ihn nur hören, wenn er in einem Athem sagt: »Sacrebleu! Donnerwetter! schweig, oder ich gerbe Dir den Rücken!« oder sonst etwas dergleichen . . . Ich habe mich köstlich unterhalten, und gelacht habe ich, daß ich fast unanständig wurde . . . Eben ist er vorübergegangen, der wirkliche Christian, hast Du ihn nicht gesehen? Er kaufte einen Veilchenstrauß und lächelte . . . denn ich sagte zu ihm: Monsieur Christian, soll ich Ihnen den Strauß tragen? Er fand es komisch und lachte . . . Nun, hörst Du nicht, kleiner Specht? Was fehlt Dir denn, Gringalet?«

»Wenn Du mich wieder Gringalet nennst, so gebe ich Dir ein paar Maulschellen, die Du so bald nicht vergessen sollst.«

*) Abkürzungen für die Theater des Délassemens Comiques und Funambules.

Digitized by Google

»Wie bitterböse der Kleine ist! Was ist Dir denn heute durch den Kopf gefahren?«

»Ich kann klein seyn, ohne ein Gringalet oder ein Specht zu seyn. Ich bin siebzehn Jahre acht Monate und achtzehn Tage alt.«

»Und siehst aus als ob Du höchstens zwölf wärest.«

»Das Aussehen thut nichts zur Sache; ich bin kein Kind mehr und will mich nicht wie ein Gamin behandeln lassen.«

»Man soll Dich wohl gar respectiren?«

»Wer mich beleidigt, muß sich mit mir schlagen.«

»Ich möchte doch wissen, was Dir heute irre gegangen ist. Du bist sonst nicht so boshaft.«

»Das kommt daher, weil Du mich reizest, weil Du mir Dinge sagst, die ich nicht hören mag.«

»Nun, dann habe ich Unrecht. Geschwind, schlage mich, daß die Sache ein Ende nehme . . . aber ich will mich nicht mit Dir schlagen, weil ich dein Freund bin und Dich gern habe, trotz deiner bärbeißigen Laune . . . Schlag' nur los!«

Bei diesen Worten stellt sich Chicotin Patatras — so heißt unser neuer Bekannter — ganz ruhig vor seinen Freund hin und gibt ihm seinen Rücken preis. Georget aber steht auf, sein Zorn ist verschwunden und er reicht seinem Cameraden die Hand.

»Was fällt Dir ein!« erwiederte Georget; »ich sollte Dich schlagen, das wäre schön! . . . Nein, es ist vorbei, ich bin nicht mehr böse . . . und Du auch nicht, nicht wahr?«

»O, ich bin nie böse auf Dich gewesen.«

»Höre, Chicotin, es gibt Leute, die Dich für einen Taugenichts und Störenfried halten. Man hat Dir sogar den

Digitized by Google

Beinamen Patatras gegeben, weil Du überall, wo Du erſcheinſt, wie eine Bombe niederfällſt und Alles in Verwirrung bringſt . . . Ich hingegen thue Dir kein Unrecht, ich habe Dich immer in Schutz genommen. Du biſt freilich ein unruhiger Menſch und wirfſt zuweilen eine ganze Geſellſchaft durcheinander; aber Du haſt doch ein gutes Herz, und wer einmal dein Freund iſt, kann auf Dich zählen.«

»Ja wohl, man iſt ja eines Andern Freund oder nicht; eine Thür iſt offen oder verſchloſſen: etwas Anderes kenne ich nicht . . . Jetzt ſage, willſt Du dieſen Abend mit mir in die Folies-dramatiques gehen? Ich halte Dich frei, ich habe Moneten . . . hab' einen Blumenſtrauß zu einer jungen Dame getragen . . . Sacrebleu! der Strauß ſchien ihr Freude zu machen . . . ſie drückte mir ein Fünffrankenſtück in die Hand, der Herr hatte mir eben ſo viel gegeben. Ich habe daher zwei »Räder,« auf denen man ſchon gut fahren kann . . . ſechsmal mehr als der Blumenſtrauß werth war . . . Aber die Verliebten ſind ungeheuer generös, wenn ſie gut bei Laune ſind und Spieße haben . . . O, die Liebe, die Liebe läßt manchen Thaler ſpringen!«

»O ja, die Reichen! ſie ſind glücklich, ſie können ihren Schönen hübſche Geſchenken machen!«

»Bah! darum beneide ich ſie nicht, zumal da ich bemerkt habe, daß die Liebhaber, die am meiſten Geſchenke machen, keineswegs aufrichtig geliebt werden; man gibt ſich nur etwas mehr Mühe ſie zu betrügen, das iſt Alles . . . Ich ſehe gar Vieles, wenn ich Beſtellungen mache, die Wagenthüren öffne und Contremarken kaufe. Aber die Schauſpieler! O, die Schauſpieler! ich freue mich immer, wenn ich für einen von ihnen etwas zu thun habe. Einmal war ich auf der Bühne, d. h. unter der Bühne, im Ambigu, und das iſt

Digitized by Google

wirklich eine Unterhaltung, denn man ſieht gar Vieles was man gar nicht erwartet... Aber Du hörſt ja nicht zu, Georget. Ich weiß ſchon was Dir im Kopfe ſteckt: Du ſchauſt immer dort hinüber. Es iſt alſo richtig, Du biſt wirklich verliebt?«

»Schweig, Chicotin; verſchone mich mit dem Geſchwätz, ich bitte Dich!«

»Ich ſage es, weil ich es ſehe; man braucht kein Nachtwandler zu ſeyn, um zu wiſſen wie die Sachen ſtehen ... Du biſt in die ſchöne Violette verliebt.«

»Ich habe darüber noch nie ein Wort geſagt!«

»Das iſt auch nicht nöthig, man ſieht es deutlich genug. Das macht Dich ſo launiſch und wetterwendiſch, und deshalb machſt Du oft ein ſo finſteres Geſicht, wie Goujet, wenn er im Gaitétheater einen Verräther ſpielt oder ein junges Mädchen entführen will ... Ach! er war köſtlich in »Martin und Bamboche;« ich war noch ein Erzgamin, als ich das Stück ſah, aber ich hab's noch im Kopfe, ich war ganz Auge und Ohr, wie man zu ſagen pflegt ... er trug einen etwas alterthümlichen weißen Ueberrock ... nicht Bamboche, oder Goujet, wie man's nehmen will; er machte einen ſehr wohlgekleideten Sohn, der ſich nur gegen ſeinen Vater ſehr ungezogen benahm ... Schau, jetzt hört er nicht mehr, da ich nicht mehr von der ſchönen Violette ſpreche! Biſt Du denn verrückt geworden? In deinem Alter ſoll man's mit der Liebe noch nicht ſo genau nehmen. Ich ſehe die hübſchen Mädchen auch recht gern; aber ich ſchaue ihnen nie zu tief in die Augen, es dauert nie länger als eine Woche ... Laß Dir nur erſt den Bart wachſen, dann haſt Du das Recht, den ſentimentalen Liebhaber zu ſpielen ... O, da wird er roth wie ein geſottener Krebs. Was geht denn vor? Aha, ich ſehe es ſchon: zwei ſchöne elegante Herren ſind ſte-

Digitized by Google

hen geblieben und muſtern die Blumen der ſchönen Violette. Nicht wahr, Du möchteſt, daß Niemand etwas von ihr kaufte? dann würde ſie ſchöne Geſchäfte machen!«

»O, ich kenne die beiden jungen Leute, ſie kaufen ſehr oft Blumen von ihr und ſagen ihr immer Albernheiten . . . insbeſondere der größere. Hat er ihr doch angetragen, ſeine Geliebte zu werden! Ach, wenn der lange Chopard mich nicht zurückgehalten hätte, ich wäre über ihn hergefallen und hätte ihn gekratzt, gebiſſen!«

»So willſt Du es alſo mit ihren Kundſchaften machen! Sie wird ſich ſchön bei Dir bedanken.«

»Das ſagte auch Chopard zu mir, um mich zu beruhigen.«

»Die Dindies — ſo nennt man die ſchönen Herren — machen's immer ſo mit den Mädchen, zumal wenn ſie hübſch ſind; das iſt einmal der Brauch. Sie müſſen immer Sturm laufen auf Weiberherzen, ſonſt wären ſie keine Dindies mehr . . . Ich kenne die Beiden auch; der größere iſt Schriftſteller . . . Du mußt wiſſen, ein Schriftſteller iſt ein Mann, der Theaterſtücke macht. Er heißt Jéricourt; ich habe ihm von dem Andern, der nicht ſo groß iſt, zuweilen Briefe gebracht . . . O, der hat mir ſchon viel zu verdienen gegeben. Jetzt iſt er der Geliebte einer Schauſpielerin der Folies-Dramatiques . . . eine kleine Blondine mit ſchwarzen Augen, welche die Rigoletten ſpielt. Sie heißt Mademoiſelle Dutaillis . . . Ich wette, daß er den Blumenſtrauß für ſie kauft. Er ſpeiſt oft mit ihr bei Bonvalet; und wenn ſie ſpielt, ſchickt man mich zehnmal in einer Stunde ins Theater, um zu fragen, wie weit man auf der Bühne iſt, und ob das Stück, worin ſie auftreten muß, bald an die Reihe kommt. Der Mann, der in dem offenen Schubladenkaſten,

Digitized by Google

die Controlle genannt, sitzt, antwortet mir mit einem pfiffigen Blick: »Sagen Sie der Demoiselle Dutaillis, sie habe noch Zeit, ein Stück Pastete oder Kuchen zu essen . . . nur keinen Fisch, denn die Gräten würden sie zu lange aufhalten.«

»O, ich weiß wohl, daß der Blonde nicht gefährlich ist für Violette, sondern der Andere.«

»Warum sollte denn der Andere gefährlich seyn? Violette soll ja so sittsam und verständig seyn; Du selbst hast mir's hundertmal gesagt.«

»Ja wohl, sie ist sehr sittsam und verständig; ich würde ja nicht so in sie verschossen seyn, wenn sie eine leichtfertige Dirne wäre!«

»Nun, was kann Dir denn daran liegen, ob man ihr Schmeicheleien sagt? sie wird gar nicht darauf hören.«

»Wer weiß! . . . die Mädchen lassen sich gar oft durch solche honigsüße Worte fangen. Man schenkt ihnen Putz und Geschmeide, verspricht ihnen ein Leben voll Wonne und Liebe. Das ist sehr verführerisch . . . Sieh, wie vertraulich der große Zierbengel mit ihr spricht . . . Wie nahe er getreten ist! . . . Das leide ich nicht; ich will ihm sagen, er soll sich anders aufführen oder seiner Wege gehen . . .«

»Das fehlte noch! Willst Du wohl hier bleiben? . . . Es ärgert Dich, daß er mit dem Blumenmädchen spricht? Laß mich nur machen; man hat mir den Beinamen Paratas nicht umsonst gegeben!«

Digitized by Google

IV.

Zwei sehr bekannte junge Leute.

Vor der Bude des schönen Blumenmädchens standen wirklich zwei junge Männer von sechs- bis achtundzwanzig Jahren, die sich durch ihre höchst auffallende Kleidung als »Lions« zu erkennen gaben; wenigstens war ihr Bestreben, Aufsehen zu machen, leicht zu bemerken.

Der Kleinere zumal trug carrirte Hosen von sehr grellen Farben, und jedes Viereck dieses wundervollen Hosenmusters war so groß, daß ein einziges den Oberschenkel bedeckte und erst unter dem Knie endete. Sein zephirtuchener Paletot reichte kaum bis unter die Taille, und wenn er sich ein wenig bückte, zeigte er den ganzen Hintergrund seiner Beinkleider. Er trug einen langhaarigen grauen Hut mit breiter Krämpe, und auf ein Auge hatte er ein kleines, viereckiges, in Perlmutter gefaßtes Stück Glas gedrückt. Wenn letzteres nicht gebraucht wurde, hing es an einem schwarzen Band über der gemsfarbenen Weste.

Dieses »Löwencostüm« stand ihm gar nicht übel, denn er war ein sehr hübscher junger Mann mit schwarzen Augen und einer schön geformten Adlernase. Dabei hatte er einen kleinen, rothen Mund, schöne Zähne, frische Farbe, ein Grübchen im Kinn, hellblonden Backenbart und sehr spitzen Bocksbart. Allein trotz dieser äußern Vorzüge war sein Gesicht dumm und ausdruckslos.

Digitized by Google

Dieſer junge »Löwe« war Commis in einem Handlungshauſe mit achthundert Francs Gehalt und ohne Neujahrgeld geweſen. Damals war es ihm begreiflich ſehr ſchwer geworden, die Moden mitzumachen. Aber plötzlich hatte er von einem entfernten Verwandten ſechzigtauſend Francs in klingender Münze geerbt. Dieſes unerwartete Glück, das dem ſchönen Jüngling die Verwirklichung ſeiner theuerſten Wünſche und ſüßeſten Hoffnungen geſtattete, hatte ihm faſt den Kopf verdreht.

Vor Allem nahm er mit ſeinem Taufſchein eine Verbeſſerung vor. Er hieß Benoit Canard. Dieſe Namen hatten in ſeinen Ohren einen unangenehmen Klang, es war nichts Romantiſches, nichts Elegantes darin. Er nannte ſich fortan Alfred de Saint-Arthur; ein Name, der nothwendigerweiſe die Aufmerkſamkeit der Damen erregen mußte. Wer Alfred de Saint-Arthur heißt, kann nur ein anſehnlicher Mann ſeyn — ein »personnage de la haute,« wie die Loretten ſagen.

Alfred hatte ſeinen Platz natürlich geſchwind verlaſſen, eine ſchöne Wohnung gemiethet, ein Cabriolet und ein Pferd gekauft. Er ließ bei den erſten Pariſer Schneidern arbeiten, begann zärtliche Verhältniſſe mit Schauſpielerinnen und wählte unter dieſen hauptſächlich ſolche, von denen man am meiſten ſprach und die mit ihren Verehrern die meiſten Thorheiten begangen hatten; denn Alfred de Saint-Arthur fühlte eine unwiderſtehliche Neigung zu jenem tollen, ſchwelgeriſchen Leben, das nur bei denen zu entſchuldigen iſt, die wirklich die Mittel dazu beſitzen. Es ſchmeichelte dem jungen Emporkömmling, ſich ſehen zu laſſen, in Begleitung einer Modedame Aufſehen zu machen, ſich in einer Theaterloge zu brüſten, auf den öffentlichen Promenaden zu fahren, mit

Digitized by Google

viel Geräuſch in ein Gaſthaus einzutreten, alle Extrazimmer unbequem zu finden, den Kellner mit lauter Stimme zu rufen, nichts gut zu finden, immer ſehr laut zu ſprechen, um von Jedermann gehört zu werden, nur Cigarren zu acht Sous zu rauchen und auf der Promenade die Blicke aller Vorübergehenden auf ſich zu lenken.

Kurz, Alfred wollte Aufſehen machen; die gleichen Vergnügungen, im häuslichen Kreiſe, ohne Zeugen und in vergitterten Logen genoſſen, würden keinen Reiz für ihn gehabt haben; aber die Blicke auf ſich zu lenken, Effect zu machen, beim Eintritt in das Theater oder in den Concertſaal bemerkt zu werden, das war für ihn das höchſte Glück. Er ahnte nicht, daß viele Leute ſagten, wenn ſie ihn bemerkten:

»Er ſoll mit ihr ſchon dreißigtauſend Francs verthan haben!«

»Ich glaube, daß er dumm genug dazu iſt . . . er ſieht wohl darnach aus!«

»Wie lächerlich er gekleidet iſt!«

Und um in dieſen Ruf zu kommen, hatte Alfred in einem Jahre mehr als dreißigtauſend Francs vergeudet! dies war mehr als die Hälfte des ererbten Vermögens. Dieſes Leben konnte er kaum noch ein Jahr führen; aber es gibt Thoren, die auf dem einmal betretenen Wege unaufhaltſam fortgehen und an keine Umkehr denken. Sie ſehen den unvermeidlichen Sturz vor ſich, ſie wiſſen, daß ſie einige allzuvertrauende Freunde mit ins Verderben reißen . . . aber ſie kehren nicht um, ſie bleiben nicht ſtehen, ſie gehen immer fort auf der Bahn des Unſinns. Sind es Schwachköpfe oder Taugenichtſe? Sie verdienen beide Benennungen.

Der Andere iſt keineswegs ſo hübſch wie Alfred de Saint-Arthur, aber er ſieht nicht dumm aus, er hat in

Digitized by Google

ſeinen Augen ſogar einen feinen, geiſtreichen Ausdruck, der zuweilen einen ironiſchen Anflug hat; er trägt ſich keineswegs ſo auffallend wie ſein Freund, aber die Leute ſehen ſich auch nicht nach ihm um; er hat keine koſtſpielige Maitreſſe, aber er ſucht ſich bei den Maitreſſen ſeiner Freunde in Gunſt zu ſetzen; er vergeudet ſein Vermögen nicht, weil er keines hat; er hat ſeinen Platz nicht aufgegeben, weil er nie einen gehabt hat. Wer indeß kein Vermögen beſitzt, muß ſich irgend einem Beruf widmen oder eine Stellung in der Geſellſchaft zu erlangen ſuchen. Jéricourt, durch die Verhältniſſe getrieben, iſt Schriftſteller geworden; er hat ſich nicht gefragt, ob er Talent und innern Beruf dazu beſaß, er wollte Schriftſteller werden, das war ſein Vorſatz, ſein Wille. Mit Beharrlichkeit und Unverſchämtheit erreicht man gemeiniglich ſein Ziel. Jéricourt beſucht häufig das Kaffehhaus, in welchem ſich die für das Theater arbeitenden jungen Literaten zu verſammeln pflegen; er hat ſich unter ſie eingeſchlichen, hat mit dem Einem Billard, mit dem Andern Domino geſpielt, und iſt in dem heiligen Kreis aufgenommen worden. Dann ſprach er von Theaterſtücken, von Planen, von originellen Ideen, die er gefunden haben wollte; und wenn man ihm antwortete: »Das iſt bekannt, man hat dieſes Sujet ſchon fünfzigmal bearbeitet!« ſo erwiederte er:

»Ich ſehe nicht ein, warum man es nicht zum einundfünfzigſten Male bearbeiten ſollte! Was ſchon ſo oft Beifall gefunden hat, wird auch noch künftig Beifall finden. Das Haſchen nach neuen Ideen führt gemeiniglich zu nichts, man wagt ein Fiasco; wer hingegen auf ſchon betretenen Wegen geht, kann mit ziemlicher Gewißheit auf glücklichen Erfolg zählen.«

Jéricourt fand Leute, die ſeine Anſicht theilten; ſo

Digitized by Google

wurde er Schriftſteller, oder mit andern Worten: er beſchäftigte ſich mit dem Umarbeiten älterer Theaterſtücke, mit dem Aufwärmen der andern von Köchen erfundenen und zubereiteten Gerichte. Da er ſich ſelbſt unaufhörlich als einen originellen Kopf, als ein Kraftgenie pries, ſo glaubte er's am Ende ſelbſt und wurde von Schwachköpfen, wie ſein Freund Saint-Arthur, dafür gehalten. — Die Zahl der Narren iſt endlos!

»Schönes Kind,« ſagte Alfred, vor Violette ſtill ſtehend, »ich brauche ein wunderſchönes, deliciöſes Bouquet. Es iſt für eine Dame beſtimmt, die eine Kennerin iſt und ſchon die prächtigſten Bouquets gehabt hat, die in Paris gemacht werden . . . nicht wahr, Jéricourt? . . . Sapperlot! ich habe keine Cigarren mehr . . . Jéricourt, lieber Freund, geben Sie mir eine Cigarrette.«

»Sie rauchen ja nicht gern Cigarretten . . .«

»Ja, richtig, ich habe mich zu ſehr an die Panatellas gewöhnt . . . Sieh die kleine Dame, die eben vorbeigeht . . . Sie hat ſich nach mir umgeſehen . . . wenn ich Zeit hätte, würde ich ihr nachgehen . . .«

»So! Sie würden alſo Ihrer Zizi Dutaillis untreu werden?«

»O, es iſt nur eine kleine Intrigue, die ich ſo en passant mitnehme . . . Machen Sie mir eine Cigarrette, lieber Freund . . . Nun, Blumenmädchen, wollen Sie mir nichts geben?«

»Belieben Sie ſelbſt die Blumen zu wählen,« erwiederte Violette.

»Ich ſoll wählen unter dieſem Plunder! . . . Alles geſchmacklos, garſtig! Alle dieſe Bouquets ſind nur gut für Figurantinnen im Circus! . . . Ich will nichts davon; ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich etwas Wundervolles, De-

Digitized by Google

liciöſes haben will . . . kurz, ein Bouquet, wie man noch keines geſehen hat!«

»Ich will Ihnen eines zuſammenſtellen . . .«

»Gut, aber es muß geſchwind gehen, ich habe keine Zeit . . . Zizi erwartet mich, und ſie wartet nicht gern; ſie kommt in einen ſehr gereizten Zuſtand, wenn ich zu ſpät erſcheine . . .«

»Hier iſt Ihre Cigarrette.«

»Ich danke, Theuerſter . . . Haben Sie Feuer?«

»O, immer . . . wenn ich bei dieſem ſchönen Blumenmädchen bin . . . ſehen Sie ihr nur in die Augen! Haben Sie je etwas Reizenderes geſehen?«

»Es iſt wahr . . . für ein Blumenmädchen ſind die Augen ſehr hübſch . . .«

»Und die Naſe, der Mund . . . und dieſe ſpröde Miene, die ihr ſo gut ſtehen würde . . . zumal wenn ſie es nicht ſo meinte.«

»So! Mademoiſelle iſt ſpröde?«

»Ach ja, lieber Alfred . . . Glauben Sie wohl, daß ich beinahe einen Monat für ſie ſeufze und noch um keinen Schritt weiter gekommen bin?«

»Diable! Theuerſter, Sie wiſſen ſich nicht zu benehmen! . . . Sie machen mir Luſt, mein Heil bei der hübſchen Blumenhändlerin zu verſuchen. Ich wette, mit mir würde die Sache ſchneller gehen . . . nicht wahr, mein ſchönes Kind?«

Alfred will Violettens Arm faſſen, aber ſie ſchlägt ihm mit einem Büſchel Roſen auf die Finger, und da ſich an den Stielen einige Dornen befinden, ſo ſchneidet der Geck ein Geſicht und zieht die Hand zurück.

Digitized by Google

»Der Tausend! sie hat mir die Finger blutig geschlagen . . . Das Blumenmädchen ist also wirklich eine Lucretia . . .«

»Ich habe Ihnen ja gesagt, daß sie sehr spröde ist, und Sie sehen, daß Sie nicht glücklicher sind als ich.«

»Sie hat gar sonderbare Manieren . . . Wenn ich nur Zeit hätte! . . . ich fürchte zu spät zu kommen . . . Zizi wird böse seyn; sie spielt diesen Abend, und wenn sie spielt, ist sie weit reizbarer . . . Jéricourt, Sie werden doch mit uns speisen?«

»Unmöglich!«

»Bah! warum denn unmöglich?«

»Weil ich mit diesem schönen Mädchen speise . . . Nicht wahr, Violette, Sie speisen heute mit mir?«

»Mein Herr, ich glaube Ihnen unlängst in einer Weise geantwortet zu haben, die Ihnen derlei Anträge für immer verleiden sollte . . .«

»Liebe Freundin, Sie sind zu reizend, um lange kopfhängerisch zu bleiben . . . Warum wollten Sie mir nicht den Vorzug geben? Ich würde Ihr Zimmer hübsch einrichten, für schöne Kleider sorgen, Sie jeden Abend ins Theater führen . . . Ein solches Leben kann ich Ihnen bieten . . .«

»Ich will lieber meine Blumen verkaufen,« antwortete Violette.

»Das ist Unsinn! . . . Sie haben gewiß schon eine heimliche Liebe, die Sie von mir entfernt, sonst müßten Sie sich meinen Wünschen fügen.«

»Ich weiß nicht, mein Herr, was Sie zu dieser Sprache berechtigt: ich habe meinen freien Willen, und Sie sind für mich ein Fremder, der mich gar nicht interessirt.«

Digitized by Google

»Ha! ha! ha!« lachte Alfred; »der arme Jéricourt leidet bei einem Blumenmädchen Schiffbruch! . . . Das wird ein köstlicher Spaß für Zizi seyn, wenn ich ihr's bei Tische erzähle . . . Schöne Flora, machen Sie mir kein ganz weißes Bouquet. Unlängst brachte ich ein solches, und Zizi meinte, es sehe aus wie Blumenkohl.«

»Ist es Ihnen so recht?« fragte Violette.

»Nun ja, es ist nicht übel, ich glaube, es wird Effect machen . . . Jetzt kommen Sie mit mir, Jéricourt; mich dünkt, Sie können meine Einladung wohl annehmen, da Sie von Mademoiselle Violette einen Korb bekommen haben. Zizi würde mit mir schmollen, wenn ich Sie nicht mitbrächte; sie ist weit lustiger, pikanter, wenn Sie da sind. Ich finde das ganz natürlich: Sie machen Spaß und Calembourgs, und Zizi behauptet, ohne Calembourgs sey kein gutes Diner denkbar.«

»Ich wiederhole Ihnen, Alfred, Mademoiselle Violette wird nicht unerbittlich seyn . . . Ich will sie in die große Welt einführen, eine Modedame aus ihr machen . . . und ich kann es, denn ich habe alle kleinen Journale zu meiner Verfügung.«

»Er sagt die Wahrheit, schönes Kind,« setzte Alfred hinzu, »und die kleinen Journale sind die einzigen, die jetzt gelesen werden, denn sie sind weit unterhaltender, als die großen. Ich kenne in der That nichts Schöneres, als den »Tintamare« . . . . O Gott! der Tintamare versteht das Zwerchfell zu erschüttern! Ich lerne darin die Calembourgs, mit denen ich Zizi überrasche. Zum Unglück behalte ich sie nicht gut, und daher kommt es, daß Zizi sie nicht versteht . . . Ah! das schöne Bouquet . . . Kommen Sie, lieber Freund!«

Digitized by Google

Der Adonis mit dem blonden Bocksbart hält in der einen Hand den großen Blumenstrauß und mit der andern sucht er seinen Freund mit sich fortzuziehen. Jéricourt ist der Blumenhändlerin ganz nahe getreten und rückt ihr immer näher, obschon sie so weit als möglich zurückweicht.

Inzwischen war Chicotin Patatras näher gekommen. Einige Schritte von Violettens Bude stürzte er auf einen seiner Cameraden los und stellte ihm ein Bein unter: eine unter den Gamins sehr gewöhnliche Art, ein Gespräch anzuknüpfen. Der so unerwartet überfallene Gamin fiel zu Boden. Chicotin lachte ihn aus und schien ihn herauszufordern, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Der Andere sprang auf ihn zu. Dies erwartete Chicotin; als er seinen Cameraden auf sich zukommen sieht, springt er zurück, um mit den vor Violettens Bude stehenden Personen zusammenzustoßen.

Chicotin hatte es eigentlich auf Jéricourt abgesehen; aber er verfehlte die Richtung und fiel auf den jungen Lion Alfred de Saint-Arthur. Der Zusammenstoß war so heftig und so unerwartet für Alfred, der den Vorübergehenden den Rücken zukehrte, daß er mit dem Gesicht auf das mit Blumen besetzte Gestell fiel. Dieses war für eine solche Last nicht stark genug und stürzte unter dem schönen Jüngling zusammen.

Violette schreit laut auf, als sie ihre bunte, duftende Waare auf dem Asphalt zerstreut und Alfred de Saint-Arthur unter Blumen vergraben sieht.

Jéricourt, der über diesen unerwarteten Vorfall ganz verblüfft ist, erhält gelegentlich ebenfalls einige Püffe und Fußtritte von Chicotin Patatras; denn dieser beginnt mit seinem Cameraden einen Kampf, der freilich nur Scherz ist,

Digitized by Google

aber die Kämpfenden gerathen so in Eifer, daß die Personen, die ihnen zu nahe sind, auch nicht ganz leer ausgehen.

»Packt Euch, Ihr Lümmel, und rauft Euch anderswo!« rief Jéricourt. »Seht nur, was Ihr angestellt habt: alle Blumen der schönen Violette liegen auf der Erde!«

»Daran ist schon wieder der Taugenichts Patatras Schuld,« sagte Violette. »Er macht's immer so! überall muß er Verwirrung anrichten! . . . Es ist wirklich abscheulich, ich werde mich beim Inspector beschweren.«

»Ach Gott! was habe ich gemacht!« sagte Chicotin aufstehend. »Nehmen Sie es nicht übel, Mamsell Violette. Sie glauben, ich sey absichtlich gegen Ihr Blumengestell gefallen; aber ich habe keine Schuld, sondern Chopard . . . warum verfolgt er mich bis mitten unter Ihre Kundschaften, unter die ich mich geflüchtet hatte!«

»Warum hast Du mir ein Bein untergestellt? ich hatte Dir ja kein Wort gesagt . . .«

»Ich werde es ferner thun, so oft es mir gefällt, Du lange Latte!«

»Ja, komm nur . . . Du wirst schon sehen . . .«

»Was! Ihr Schlingel wollt wieder anfangen? . . . Ihr solltet lieber die Blumen aufleſen, die Ihr auf die Erde geworfen habt.«

»Ihr Freund ist auch gefallen, mein Herr, und steht nicht wieder auf . . . Helfen Sie ihm doch . . . er hat sich vielleicht weh gethan . . .«

Auf diese Worte des Blumenmädchens nimmt sich Jéricourt endlich seines Begleiters an; mit Hilfe Chicotin's bringt er ihn nicht ohne Mühe auf die Füße. Denn Alfred ist fast erstickt: in seinen Nasenlöchern steckten Rosenknospen und

Digitized by Google

waren so tief eingedrungen, daß diese Athmungswege hermetisch verstopft waren, und da er mit dem Munde auf einem Levkojenstrauße lag, so konnte er nicht mehr athmen und begann schon kirschroth zu werden.

Als er endlich auf den Füßen steht, reißt er den Mund auf, als ob er alles, was ihn umgibt, verschlingen wollte, und schüttelt den Kopf, um sich der beiden Rosenknospen zu entledigen, deren dornige Stengel ihm den untern Theil des Gesichts sehr unangenehm kitzeln. Aber er kann damit nicht zu Stande kommen. Jéricourt muß den einen, Chicotin den andern Stengel fassen, um ihm die Rosenknospen aus den Nasenlöchern zu ziehen. Die Operation entlockt dem schönen Jüngling einige Klagetöne, aber endlich ist doch die Luftcirculation in seiner Nase wieder hergestellt und Jedermann über sein Schicksal beruhigt.

Die größte Fatalität bemerkte der junge Lion erst, als er völlig wieder zur Besinnung gekommen war: er hat nemlich einen Hosenträger zerrissen, und an dieser Seite hat sein Beinkleid nicht mehr die gehörige Spannung.

»Alles Pech auf einmal!« jammert Alfred: »ich habe meinen linken Hosenträger gesprengt . . . aber wer hat sich denn wie eine Bombe auf mich geworfen und mich mitten in die Blumen gestoßen?«

»Ich bitte tausendmal um Verzeihung, gnädiger Herr, Excellenz! . . . es ist ganz zufällig und ohne Absicht geschehen . . . ich machte Spaß mit Chopard . . .«

»Was! Du Lump hast es gethan? . . . Ich kenne Dich wohl, ich habe Dich mehrmals als Bote gebraucht . . .«

»Ja, ich erinnere mich . . . Sie gehören zu den freigebigen und vornehmen Herren, die man nie vergißt . . . Ich habe Ew. Gnaden oft die Kutsche aufgemacht; es ist eine

Digitized by Google

Freude, die schönen Damen anzusehen, mit denen Sie spaziren fahren . . . Ach Gott! diese wundervollen Toiletten! Alle Leute bleiben stehen und schauen Ew. Excellenz mit Ihren schönen Damen an . . . Soll ich heute wieder vor Bonvalet's Gasthause warten, um zu fragen wie weit das Stück ist?«

»Gut, gut . . . wir wollen sehen . . . Man kann ihm im Grunde nicht zürnen, da er's nicht mit Vorsatz gethan hat . . . Aber was ist in der Verwirrung aus meinem Blumenstrauß geworden?«

»Hier ist er,« sagte Violette; »er hat zum Glück nen Schaden genommen . . .«

»Mein zerrissener Hosenträger ärgert mich am meisten . . . meine Hose schlägt Falten an dieser Seite . . . es ist entsetzlich . . . ich würde dreißig Francs für einen Hosenträger geben.«

»Wollen Ew. Gnaden den meinigen?«

»Nein, ich danke . . .«

»Ich will Ihnen geschwind drüben bei dem Apotheker ein Paar neue Hosenträger kaufen.«

»Was faselt der Gimpel?« sagte Jéricourt halb laut: »Hosenträger in der Apotheke! . . . willst Du etwa ein Paar von Eibischteig nehmen?«

»Ueberdies habe ich nicht Zeit, noch länger zu bleiben,« setzt Alfred hinzu; »Zizi wird einen schrecklichen Lärm machen . . . sie wird heute wieder sehr reizbar seyn . . . und wenn sie bemerkt, daß meine Hose Falten schlägt, so ist sie im Stande mir den Laufpaß zu geben . . . und bemerken wird sie es ganz gewiß . . . denn ihr Blick fällt immer zuerst auf meine Hosen, wenn ich erscheine. Mit der Toilette nimmt sie es sehr genau; sagte sie mir doch einmal: »Ein Mann,

Digitized by Google

der keine lackirten Stiefel mit Maroquinschäften hat, dürfte nie meine Wohnung betreten! . . .« Kommen Sie mit mir, Jéricourt?«

Der große Jéricourt entschließt sich endlich, mit seinem Freunde fortzugehen, denn das Blumenmädchen scheint durchaus nicht aufgelegt zum Lachen, und er sieht wohl, daß er auf die Hoffnung, sich Gehör zu verschaffen, für heute verzichten muß. Er entfernt sich daher am Arme seines Freundes Saint-Arthur, der sein Möglichstes thut, um sein Beinkleid auf der faltenschlagenden Seite straff zu ziehen.

Chicotin Patatras schaut den beiden Lions mit spöttischem Lächeln nach und wirft Georget, der den Spaß in geringer Entfernung mit angesehen, einen verstohlenen Blick zu. Georget lächelt und nickt ihm zu.

Violette bemerkt diese Zeichensprache sehr gut, während sie mit dem Aufräumen ihrer Blumen beschäftigt ist.

V.

Eine Hausmeisterstube.

In einem hübschen Hause der Rue d'Angoulème wird um halb zwölf Uhr Abends die Thürglocke mit großer Heftigkeit gezogen. Der Hausmeister Baudoin wird aus seinem ersten Schlummer geweckt. Als die Glocke ertönte, saß er auf seinem harten Strohsessel, während seine Gattin Hildegarde den günstigen Augenblick benutzte, um aus dem Speiseschrank eine Flasche zu nehmen und an den Mund zu setzen.

Baudoin ist ein langer, hagerer, blasser Mann; er ist ein Fünfziger, aber er hält sich noch so gerade und ist noch

Digitized by Google

so flink wie ein junger Mensch. Neben seiner Hausmeisterstelle versieht er bei einem Spediteur den Dienst eines Cassedieners. Dieser letztere Dienst beschäftigt ihn nur bis sechs Uhr Abends. Er ist ein ehrlicher Mann, dem man Haus und Casse anvertrauen kann; er thut pünktlich Alles was ihm befohlen wird, er müßte denn nicht recht verstanden haben. In solchen Fällen darf man ihm aber keine Vorwürfe machen, er würde böse werden, weil er eine sehr hohe Meinung von sich hat und sich für untrüglich hält. Wenn Baudoin aber böse wird, ist nicht mit ihm zu spaßen, er flucht dann wie ein Fuhrknecht und geräth in Zorn wie ein Truthahn.

Seine Gattin Hildegarde ist drei bis vier Jahre älter als er; sie ist einmal recht hübsch und liebenswürdig gewesen, aber sie hat sich sehr schlecht conservirt, und mit den Jahren hat sie dem braven Baudoin ihre Liebe entzogen, um sie der Schnapsflasche zuzuwenden. Madame Baudoin hat sich sehr vernachlässigt; ihre Toilette befindet sich in einer sehr traurigen Unordnung, nichts ist am rechten Platze. Ihr Mann, der immer sauber und anständig gekleidet ist, macht ihr oft Vorwürfe über ihren nachlässigen Anzug, und da er auch ihre traurige Neigung zur Flasche bemerkt hat, so fügt er seinen Vorwürfen zuweilen nachdrückliche Züchtigungen hinzu. Hildegarde verspricht heulend, nicht wieder in ihren häßlichen Fehler zu verfallen, aber sie vergißt ihr Versprechen, sobald sie vor jeder Beobachtung sicher zu seyn glaubt.

Madame Baudoin kann dabei als das Urbild einer Pariser Hausmeisterin gelten: sie ist eine Erzplaudertasche, neugierig und indiscret, im Grunde gar nicht bösartig, aber sie ist im Stande, die ganze Nachbarschaft durch absichtsloses Geschwätz in Aufruhr zu bringen. Ihr Mann ist oft sehr un-

Digitized by Google

willig darüber, aber wer vermöchte wohl eine Weiberzunge im Zaum zu halten! »Man verſuche es, das Natürliche zu vertreiben, es kommt im Galopp zurück.«

Als die Thürglocke ertönt und der Hausmeiſter aus ſeinem Schlafe auffährt, kommt Madame Baudoin in nicht geringe Verlegenheit. Es iſt nicht möglich, die Flaſche unbemerkt wieder in den Schrank zu ſtellen, ſie ſchiebt ſie daher haſtig zwiſchen die Knie und ſetzt ſich.

»Ich glaube, man hat geläutet?« ſagte Baudoin, ſich die Augen reibend.

»Ja, ja . . . ich glaube auch,« antwortet die Hausmeiſterin, ohne von ihrem Seſſel aufzuſtehen.

»Nun, ſo zieh doch die Schnur, Hildegarde! Du biſt ja ganz nahe.«

»Du kannſt es beſſer als ich,« entgegnet Hildegarde; »Du darfſt ja nur den Arm ausſtrecken und Dich ein bischen zur Seite lehnen . . .«

»Warum willſt Du die Schnur nicht ziehen? Du ſitzeſt ja ganz nahe dabei . . . Was bedeutet das?«

»Ich . . . ich habe eben erſt die Partei aus dem zweiten Stocke eingelaſſen, die Reihe iſt alſo an Dir.«

»Du willſt alſo eine neue Mode einführen! . . . Ich ſoll aufſtehen und die Schnur ziehen, nachdem ich den ganzen Tag in der Stadt umhergelaufen und todmüde nach Hauſe gekommen bin! Iſt das eine Faulheit!«

»Mein Gott! wie kannſt Du gegen deine Frau ſo ungefällig ſeyn! . . . Ach, Baudoin, wie haſt Du Dich geändert!«

Während dieſes kleinen Wortwechſels mußte die Perſon, welche geläutet hatte, vor der Hausthür ſtehen bleiben, und dies iſt ſelten angenehm, wenn man ſpät Abends nach

Digitized by Google

Hause kommt. Die wartende Person wird ungeduldig, denn sie zieht zum zweiten Male noch weit stärker als das erste Mal an der Glocke.

Baudoin entschließt sich endlich, die Schnur zu ziehen, aber sein Unwillen macht sich in heftigen Vorwürfen Luft.

Hildegarde gibt keine Antwort und hält ihre Flasche immer wohl verwahrt.

Die Hausthür hat sich aufgethan und wieder geschlossen. Nach einer kleinen Weile erscheint ein Herr in der Thür des Stübchens und sagt gebieterisch:

»Geben Sie mir mein Licht.«

»Ja, gleich, Herr Malberg . . . Hildegarde, gib den Leuchter her, er steht hinter Dir auf dem Schranke . . . Zünde die Kerze an unserer Lampe an . . . oder nimm lieber ein Zündhölzchen, denn das Glas an unserm Moderateur ist gebrochen, es könnte Dir in der Hand bleiben . . . Sie kommen wahrscheinlich aus dem Theater, Herr Malberg; man spielt ein sehr schönes neues Stück, wie ich höre; ich weiß nicht mehr, in welchem Theater, aber daran liegt nichts, was schön ist, bleibt schön. Sie haben vermuthlich das neue Stück gesehen?«

»Das kann Ihnen gleichviel seyn!« antwortet der Herr mit einem Tone, der nicht zur Fortsetzung des Gesprächs ermuthigt. »Nun, wann bekomme ich mein Licht? Wollen Sie mich hier etwa wieder so lange warten lassen wie auf der Straße?«

»Was! Hildegarde, Du hast Herrn Malberg das Licht noch nicht angezündet? Was denkst Du denn? . . . Gott verzeihe mir, Herr Malberg, ich glaube, mein Weib wird taub oder stockdumm . . . diesen Abend ist etwas nicht in der Ordnung . . . es ist nicht möglich . . . sie wird über den Durst

Digitized by Google

getrunken haben! . . . Sie kennen ihren unglückſeligen Fehler, der ſie ins Verderben führen wird! Und ich gebe mir alle Mühe ſie zu beſſern . . . ich wende alle mir zu Gebote ſtehenden Mittel an.«

Aber Hildegarde, die ihre Gründe hat, ihren Platz nicht zu verlaſſen, antwortet:

»Ja, ja, Du wendeſt ſchöne Mittel an! Schämen ſollteſt Du Dich, ſtatt damit zu prahlen! . . . Ein Mann von Bildung, der hinter den Commis in einer Kanzlei iſt, vergreift ſich an ſeiner Gattin! . . . Ja, Herr Malberg, ich geſtehe es Ihnen ohne Erröthen: Baudoin hat mich geſchlagen! Was ſagen Sie dazu?«

Aber Herr Malberg findet die Sache zu langweilig; er reißt die Thür vollends auf, kommt in das enge Stübchen, nimmt ſeinen Leuchter, zündet mit einem Stück Papier die Stearinkerze an und geht die Treppe hinauf, ohne dem Ehepaar ein Wort weiter geſagt zu haben.

Der Wortwechſel beginnt in der Hausmeiſterſtube von neuem.

»Siehſt Du wohl, Hildegarde, was Du gemacht haſt? . . . Herr Malberg hat ſelbſt ſeine Kerze angezündet; was wird er von uns denken?«

»Was liegt mir daran!« erwiedert die liebenswürdige Ehehälfte. »Er iſt ein unhöflicher Mann, läßt ſich nie in ein Geſpräch ein, antwortet kaum, wenn man ihn anredet, und immer in einem trockenen, bärbeißigen Tone, als ob er beſtändig im Zorn wäre!«

»Es iſt wahr, er iſt ſelten freundlich; aber es iſt einmal ſein Temperament, und es gibt Leute, denen es Vergnügen macht, traurig zu ſeyn . . . Uebrigens hat er eine

Digitized by Google

Wohnung zu eilfhundert Francs und bezahlt pünktlich seinen Miethzins, ohne sich erinnern zu lassen . . . Er hat schöne Möbel, und Spiegel in allen seinen Zimmern, und deshalb steht er bei dem Hausherrn in großer Achtung.«

»Ich sage auch nicht, daß er ein Habenichts sey . . . Aber warum hat er keine Haushälterin, die Abends hierher käme und ein Stündchen plauderte, wie es unter den Dienstleuten anständiger Parteien der Brauch ist? Den garstigen gelben Neger, der nur den Fußboden und die Stiefel wichsen kann, zähle ich gar nicht unter die honetten Dienstboten. Mich hätte er zum Bedienen nehmen sollen, es kam mir von Rechtswegen zu!«

»Hildegarde, Du weißt doch, daß es der Hausherr nicht erlaubt! Wenn Du Dich entferntest, während ich meinen Dienst versehe, würde nicht einmal eine Katze da seyn, die das Hausthor aufmachen und dem Publicum antworten könnte.«

»Ein schönes Haus, wo die Hausmeisterin nicht einmal die Erlaubniß hat, einen einschichtigen Herrn zu bedienen . . . das wäre mein höchster Wunsch gewesen!«

»Ja, ich weiß es wohl: aus dem vorigen Hause wurden wir fortgeschickt, weil Du die jungen Leute im vierten Stocke bedientest und ihnen allen Liqueur austrankest.«

»Das ist nicht wahr, das sind Verleumdungen.«

»Nur still davon . . . Es ärgert mich sehr, daß Herr Malberg seine Kerze selbst anzünden mußte.«

»Du hättest sie ihm ja anzünden können, da Dir die Sache so am Herzen liegt.«

»Schweig, Hildegarde, Du hast diesen Abend eine böse Zunge, Du sprichst von allen Leuten schlecht . . . Du schimpfest, daß Herr Malberg einen gelben Neger zum Be-

Digitized by Google

dienten hat, und bedenkſt nicht, daß dies ſehr elegant iſt. Die vornehmſten Leute haben immer Dienſtboten von dunkler Farbe bei ſich.«

»Eine curioſe Mode! Wenn er noch freundlich und artig wäre, der garſtige Pingo ... oder Ponceau ... ich kann ſeinen Namen nicht behalten.«

»Pongo!«

»Ich begreife nicht, wie ein Menſch Pongo heißen kann. Aber er ſpricht nie ein Sterbenswort ... oder er redet mit ſich ſelbſt, was man gar nicht verſteht ... ich glaube, er ſpricht marokkaniſch.«

»Es iſt zwölf Uhr, Hildegarde. Geh zu Bett, das iſt das Beſte was Du thun kannſt.«

»Es ſind noch nicht alle Leute zu Hauſe.«

»Allerdings, es ſind Alle zu Hauſe ... bis auf den kleinen Georget, der mit ſeiner Mutter unter dem Dache wohnt ... Apropos, wie geht's der armen Frau heute?«

»Nicht ſehr gut ... ſie hat dieſen Nachmittag wieder ihre Zufälle bekommen und ich glaubte ſchon, ihr Gas würde nicht mehr brennen.«

»Und ihr Sohn iſt um zwölf Uhr noch nicht zu Hauſe ... der Taugenichts, der Strolch! ... Schau, Hildegarde, der Himmel hat uns keine Kinder beſchert und ich danke ihm dafür, denn es iſt nicht immer Honig für die Eltern ... und oft iſt gar viel Wermuth darunter, wie ich bei der armen Frau Georget ſehe.«

»Wermuth! ... Wermuth iſt gar nicht zu verachten ... er befördert die Verdauung.«

»Ich weiß es wohl, Du verachteſt keine Flüſſigkeit ... aber ich weiß, daß der Wermuth ſchädlich iſt ... ich hab's in der Kanzlei gehört; die Herren Commis ſprachen von zwei

Digitized by Google

beliebten Schauſpielern, die an Wermuthliqueur geſtorben ſind ... und mehre Andere ſind ebenfalls auf dem Abmarſch.«

»Bah! das ſind Dummheiten.«

»Geh doch zu Bett, Hildegarde ... ich werde mich auch bald ſchlafen legen, und wenn der kleine Georget über ein Viertel ausbleibt, ſo laſſe ich ihn vor der Thür ... Warum ſtehſt Du nicht auf? brüteſt Du etwa Eier aus?«

»Lege Dich zuerſt ſchlafen, Baudoin ... ich will den kleinen Georget einlaſſen und die Stube aufräumen.«

»Du weißt wohl, daß ich mich nie vor Dir ſchlafen lege ... ich merke ſchon, was Du im Schilde führſt: Du willſt mich einſchlafen laſſen und unterdeſſen der Flaſche zuſprechen.«

»Du biſt auch kein Feind der Flaſche.«

»Ich nehme wohl von Zeit zu Zeit einen Schluck, wie ein vernünftiger Mann, der ſich reſpectirt und ſich nicht zum Vieh machen will. Hildegarde, geh zu Bett.«

»Ich mag noch nicht ſchlafen.«

»Mach' mich nicht böſe, Hildegarde! ... Willſt Du ins Bett oder nicht?«

»Du biſt unausſtehlich.«

»Hildegarde, zwinge mich nicht, Gewalt zu brauchen. Biſt Du denn auf deinen Seſſel feſtgebannt? ... Das geht nicht mit rechten Dingen zu ... Ich merke jetzt, warum Du nicht von der Stelle gehen willſt. Ich wette, daß die Flaſche nicht im Schranke iſt.«

Baudoin ſteht auf, um an den Schrank zu eilen; aber da ihm ſeine Frau im Wege ſitzt und nicht aufſteht, ſo ſchiebt er ſie auf die Seite. Die Hausmeiſterin wankt und ſtößt einen ſo kläglichen Schrei aus, daß ihr Mann fürchtet, er habe ſie

Digitized by Google

verwundet. Aber Hildegarde war nicht verwundet, ſondern die Flaſche, die trotz der ſchützenden Röcke das Gleichgewicht verloren hatte und zerbrochen war. Der koſtbare Schnaps ergoß ſich über den Fußboden.

»Was iſt das?« ruft Baudoin, der einen Bach zwiſchen ſeinen Füßen fließen ſieht; aber bald verbreitet ſich der ſtarke Geruch des Fuſels und hebt jeden Zweifel über die Beſchaffenheit der Flüſſigkeit.

»Es iſt Schnaps,« ſetzte er hinzu; »ſie hat die Flaſche unter dem Rock verſteckt gehabt . . . wie gemein!«

»Ja, und Du biſt Schuld, daß ich ſie zerbrochen habe; Du biſt ein Grobian . . . Schade um den guten Branntwein!«

»Hildegarde, Du willſt Dich alſo nicht beſſern . . . ich werde Dir eine tüchtige Lection geben.«

»Rühre mich nicht an oder ich rufe die Wache . . . ich mache einen Höllenlärm im Hauſe.«

Baudoin, der gewohnt iſt zu halten was er verſpricht, greift nach dem Beſen, um die angekündigte Lection zu geben . . . da wird die Thürglocke gezogen. Dieſes Mal zieht Hildegarde geſchwind die Schnur, denn ſie hofft einen Beſchützer kommen zu ſehen.

Georget, der kleine Commiſſionär vom Blumenmarkt, iſt kaum ins Haus getreten, ſo erſcheint er auch ſchon in der Stube des Hausmeiſters, als dieſer eben den Birkenbeſen drohend gegen ſeine Ehehälfte erhebt.

»Ach, lieber Monſieur Georget,« jammert Hildegarde, ſich hinter den Eintretenden flüchtend, »helfen Sie einer Unglücklichen, die ſich vor ihrem Tyrannen nicht zu retten weiß!«

»Sapperlot, wie riecht das hier nach Branntwein!«

Digitized by Google

ſagt Georget, dann ſtürzt er auf den drohend erhobenen Beſenſtiel zu und faßt ihn mit beiden Händen. Aber Baudoin hielt feſt, er will nicht loslaſſen, und es beginnt ein Kampf, der einige Aehnlichkeit hat mit den Kämpfen um die Fahnen, die in den Spectakelſtücken auf den Boulevardtheatern vorkommen; hier war die Fahne freilich nur ein Beſen, und die Kämpfenden waren nicht in Uniform.

Der Sieg war eine Weile zweifelhaft; Baudoin war ſtärker, der kleine Georget gewandter. Die Hausmeiſterin kümmerte ſich nicht mehr um die Streitenden; ſie nahm geſchwind einen Schwamm und trocknete damit den auf dem Boden ausgegoſſenen Branntwein auf. Als der Schwamm voll war, drückte ſie ihn an den Mund.

Plötzlich bricht der Beſenſtiel, die beiden Kämpfenden taumeln zurück und der Kampf iſt zu Ende. Georget fällt neben Hildegarde nieder, die auf den Knieen liegt und den mit Schnaps getränkten Schwamm ausſaugt. Der kleine Commiſſionär bricht in ein lautes Gelächter aus, und der Hausmeiſter, der anfangs Luſt hat, die verſprochene Lection mit dem Ueberreſt des Beſens zu geben, wirft ſich plötzlich auf den Bauch und leckt mit der Zunge die Branntweinlache auf.

VIII.

Der Herr im dritten Stock.

Georget hat den Hausmeiſter mit ſeiner Ehehälfte allein gelaſſen, um ihm beim Auftrocknen und Auflecken der Branntweinlache hinlängliche Muße zu laſſen, er hat einen kleinen Wachsſtock anzezündet und eilt leichtfüßig die ſechs Treppen

Digitized by Google

hinan. Endlich kommt er an eine ſchmale Thür, in welcher der Schlüſſel ſteckt; arme Leute ſind nicht mißtrauiſch, denn ſie beſitzen ja nichts, was der Mühe werth iſt geſtohlen zu werden.

Der junge Commiſſionär geht durch ein kleines Zimmer, das nur durch ein Dachfenſter das Licht erhält. In dieſem Stübchen ſteht ein Gurtenbett mit einer ſehr dünnen Matratze und einer alten abgenutzten Decke. Es iſt Georgets Schlafzimmer, aber er bleibt nicht darin, ſondern er öffnet leiſe eine Seitenthür und tritt in ein anderes, viel größeres Zimmer, das ein ordentliches ſenkrechtes Fenſter hat. Es iſt freilich auch ein Dachzimmer, aber es bietet Raum genug für ein mit weißen Vorhängen umgebenes Bett, für eine alte Commode von Mahagonyholz, für einen tannenen Tiſch, einen kleinen Speiſeſchrank und einige Stühle. Unter dem Camin hängt ein ganz kleiner Spiegel mit einem geweihten Buchsbaumzweige. Alles dies war ſehr anſpruchslos, aber ſauber gehalten, es war ärmlich, aber es bot kein widerliches Bild des Elends.

Georget näherte ſich leiſe und verbarg das Licht mit der rechten Hand.

»Biſt Du es, Georget?« fragte eine matte Stimme, die aus dem Vorhangbett kommt.

»Ja, Mutter, ich bin's . . . Schlafen Sie denn noch nicht?«

»Nein, ich konnte nicht einſchlafen . . . ich weiß nicht warum.«

»Sie ſind doch nicht kränker geworden? Denn ſeit einigen Tagen haben Sie ſich gar nicht wohl befunden, obſchon Sie es nicht geſtehen wollten.«

»Es iſt nicht von Bedeutung, es wird bald vorüberge-

Digitized by Google

hen . . . Wenn Du mir nur zu trinken geben wollteſt, lieber Georget, denn ich bin ſehr durſtig . . .«

»Ja, Mutter, ſogleich . . . Warten Sie, ich will Ihr Licht anzünden und meinen Wachsſtock auslöſchen.«

Nachdem Georget ein Stückchen Unſchlittkerze, das auf einem Sparer ſteckt, angezündet, nähert er ſich ſeiner Mutter.

»Jetzt ſagen Sie mir wo Ihr Kühltrank iſt . . . Aber mein Gott! Ihr Geſicht iſt ja glühendroth und Sie können die Augen kaum aufſchlagen . . . Sie ſind alſo kränker geworden?«

»Nein . . . es kommt von der Bettwärme . . .«

»Geben Sie mir die Hand, Mutter, ich will Ihren Puls fühlen . . . O, wie heiß iſt Ihre Hand! Sie haben ein ſehr ſtarkes Fieber.«

»Was fällt Dir ein! Verſtehſt Du es denn?«

»O ja, Sie müſſen Schmerzen haben.«

»Nein, ich habe keine Schmerzen.«

»Morgen werde ich in aller Frühe einen Arzt holen...«

»Ich will keinen Arzt . . . ein leichtes Fieber geht bald vorüber . . .«

»Wo iſt denn Ihr Trank?«

»Ich habe mir keinen gemacht, ich trinke lieber klares Waſſer . . .«

»Waſſer, wenn man das Fieber hat! . . . das iſt nicht recht gethan. Wenn ich's ſo machte, würden Sie mich auszanken, Sie würden ſagen, ich handle wie ein Kind, und Sie würden Recht haben . . . Wo iſt der Zucker, Mutter?«

»Zucker! ich will keinen Zucker . . . er iſt mir zuwider, ich trinke lieber klares Waſſer.«

»Waſſer ohne Zucker . . . in dieſer Fieberhitze! das fehlte noch! ich geb's nicht zu, es würde vielleicht Ihr Tod

Digitized by Google

ſeyn. Ich will Ihnen Zuckerwaſſer geben, aber gewärmtes, das iſt beſſer . . .«

»Nein . . . nein!«

»Ja, ja . . . ich weiß beſſer was Ihnen gut iſt, als Sie ſelbſt . . . Wo iſt denn der Zucker . . . und die Kohlenpfanne?«

Georget ſucht im ganzen Zimmer, zieht alle Schubladen auf, ſchaut in alle Winkel, aber er findet nichts; nun wird ihm die traurige Wahrheit klar, er bleibt mitten im Zimmer ſtehen, wirft ſeine Mütze auf die Erde und ſagt in troſtloſer Stimmung:

»Ach! jetzt begreife ich Alles! . . . Sie haben keinen Trank gemacht, weil Sie keine Kohlen mehr haben, um Feuer zu machen! . . . Sie wollen keinen Zucker, weil Sie nicht ein einziges Stück mehr haben! . . . Ja, ja, ſo iſt's, es fehlt Ihnen an Allem; Sie haben kein Geld mehr . . . und ich gehe müßig, ſtatt etwas zu verdienen und für meine kranke Mutter zu ſorgen! . . . Und dieſen Abend gehe ich gar ins Theater, freilich auf Chicotin's Rechnung, aber ich habe keinen Sous in der Taſche, ich kann ihr nicht einmal einen Labetrunk kaufen! . . . Ach, ich bin ein undankbarer Sohn, ein Taugenichts! . . . Verzeihen Sie mir, Mutter, ich will mich beſſern, ich will jetzt arbeiten, ich verſpreche es Ihnen!«

Der kleine Menſch iſt vor dem Bett ſeiner Mutter auf die Knie gefallen, und die arme Kranke vergißt ihre Leiden und ſucht nur ihren Sohn zu tröſten.

»Was ſagſt Du da, Georget? Du ein Taugenichts! . . . Du biſt nicht bei Troſt, ich habe mich ja nie über deine Aufführung beklagt!«

Digitized by Google

»O, ich weiß wohl, daß Sie sich nie beklagen, Mutter, Sie sind zu gut!«

»Du hast Dir heute einen vergnügten Abend gemacht; das schadet nichts, man muß sich unterhalten, so lange man jung ist . . . Dein Freund Chicotin hat Dich ins Theater geführt; das Theater ist eine anständige Unterhaltung, es ist besser, als im Weinhause zu sitzen: man macht dort keine schlechten Bekanntschaften und zerstört die Gesundheit nicht mit schädlichen Getränken, die für Wein verkauft werden . . . Du hast heute nichts verdient, das ist ein Unglück, aber morgen wirst Du arbeiten, Du wirst glücklicher seyn.«

»Morgen . . . morgen! Aber diesen Abend haben Sie keinen Kühltrank, keinen Zucker . . . und womit wollen Sie diese Nacht Ihren Durst stillen . . . mit kaltem Wasser, nicht wahr?«

»Ich will einzuschlafen suchen; wenn man schläft, fühlt man keinen Durst . . .«

»Aber was soll ich Ihnen morgen Früh geben? Denn Sie haben kein Geld mehr, nicht wahr, Mutter?«

»Nein, Georget; denn leider konnte ich seit acht Tagen nicht arbeiten . . . meine Augen waren mir ganz trübe . . .«

»O, Sie arbeiten zu viel! Sie sollen sich mehr Ruhe gönnen.«

»Warum denn? Ich bin ja noch nicht so alt; es wäre traurig, wenn man mit vierundfünfzig Jahren nicht mehr arbeiten könnte!«

»Ich weiß wohl, daß Sie noch nicht alt sind; aber Ihre Gesundheit ist nicht sehr stark . . . und in frühern Zeiten hatten Sie nicht nöthig, Ihren Lebensunterhalt durch Arbeit zu verdienen.«

Digitized by Google

»Lieber Georget, man muß nicht über die Vergangenheit ſeufzen! Es iſt gut, wenn man glücklich geweſen iſt; es iſt zu beklagen, wenn man's nicht mehr iſt. Aber durch Murren gegen das Schickſal verſchlimmern wir nur unſere Lage.«

»Aber davon haben Sie keinen erfriſchenden, ſüßen Trank . . . und einen Trank brauchen Sie jetzt.«

»Sey nicht troſtlos, wir ſind nicht ohne alle Mittel . . . Du weißt ja, daß ich die Uhr deines Vaters noch habe und wenn's durchaus ſeyn muß . . .«

»Was ſagen Sie da! Die Uhr meines Vaters, die Ihnen ſo werth iſt! Das einzige Andenken, das Sie von ihm haben, wollten Sie aus den Händen geben! . . . Nein, das will ich nicht! Warten Sie, ich will noch vor ein Theater gehen . . .«

»Was fällt Dir ein? Die Theater ſind längſt geſchloſſen . . .«

»Das ſchadet nichts . . . vor einem Kaffehhauſe findet ſich immer noch etwas zu thun.«

»Ich will nicht, daß Du wieder fort gehſt, es iſt zu ſpät.«

»Nun denn, im Hauſe wird man doch Zucker und Kohlen geliehen bekommen . . . Werden Sie nicht ungeduldig, Mutter, ich komme bald wieder.«

»Nein, Georget, ich bitte Dich, bleib; ich will von den Nachbarn nichts geliehen haben . . .«

Aber Georget hört ſeine Mutter nicht, er hat ſeinen Wachsſtock ſchon wieder angezündet und eilt zur Thür hinaus.

Auf der Treppe bleibt er nachſinnend ſtehen, denn er iſt unſchlüſſig, an wen er ſich wenden ſoll; aber lange zögert er nicht, er eilt in wenigen Sprüngen die ſechs Treppen hin-

Digitized by Google

unter. Vor der Stube des Hausmeisters bleibt er stehen und klopft. — »Baudoin und seine Frau sind keine üblen Leute. Sie streiten und schlagen sich wohl zuweilen, aber sie sind recht gutmüthig und gefällig . . . Ich will ja ohne dies nur etwas leihen, das ich ihnen wieder zurückgebe.«

Aber Georget bedachte nicht, daß er den Hausmeister und dessen Frau bei einem Geschäft gelassen hatte, welches sie bald in tiefen Schlaf versenken mußte. Nachdem die beiden Eheleute noch einige Zeit den Branntwein vom Fußboden aufgesogen und geleckt hatten, waren sie vom Schlaf überwältigt worden und hatten kaum die Kraft gehabt, ihr Bett zu erreichen. Der einem Rausch folgende Schlaf ist nie leicht, man hätte vor der Thür des würdigen Ehepaares eine Kanone abfeuern können, sie würden nicht erwacht seyn und höchstens gesagt haben: »Gott helf!«

Des fruchtlosen Klopfens überdrüssig entfernt sich Georget murrend.

»Die schlafen wie die Murmelthiere, ich muß weiter gehen . . . An wen soll ich mich wenden? Der ganze erste Stock wird von einer englischen Familie bewohnt; die Leute verstehen Alles unrecht, sie sehen auch nicht freundlich aus und ich würde gewiß schlecht empfangen werden . . . Im zweiten Stock wohnt eine sehr hübsche, elegante Dame, die von schönen Herren besucht wird; aber sobald sie Gesellschaft hat, wird nicht aufgemacht. So hat sie's befohlen, wie ihre Kammerjungfer unlängst sagte . . . Im dritten Stock wohnt der trockene, einsilbige Herr, der im Hause der »Bär« genannt wird, weil er nie mit den Leuten spricht, keine Besuche erhält und kaum antwortet, wenn man ihn anredet. Wie kann man diesen Herrn um Zucker und Kohlenfeuer ansprechen? Wenn ich wüßte, daß mir sein Neger die Thür

Digitized by Google

aufmachte . . . aber Pongo ſchläft ſo tief, daß er ſeinen Herrn nie nach Hauſe kommen hört. Der Herr wird ſelbſt kommen, und mir die Thür vor der Naſe zuſchlagen, ohne mir ein Antwort zu geben. Ach! ich möchte nicht einmal einen Verſuch machen . . . Ob ich im vierten Stock wohl mehr zu hoffen habe? Auf der einen Seite wohnt die furchtſame alte Dame, die Niemand mehr einläßt, ſobald es anfängt dunkel zu werden; auf der andern ein Student . . . aber er iſt aufs Land gegangen . . . Endlich ganz oben uns gegenüber wohnt Niemand, die Dachſtuben ſind zu vermiethen . . . Aber mein Gott! an wen ſoll ich mich wenden? Sollte ich denn gar keine Hilfe zu hoffen haben für meine arme Mutter, die am Fieber darniederliegt und nicht einmal einen Kühltrank hat? . . . Ach, Chicotin hatte vollkommen Recht: ich bin ein Einfaltspinſel, ich bin noch zu jung, um an Mamſell Violette zu denken . . . Und ſo habe ich an keine Arbeit gedacht, und bin ohne einen Sou nach Hauſe gekommen! . . . O! ich bin ein erbärmlicher, herzloſer Menſch, ich werde es mir nie verzeihen!«

Während dieſes Selbſtgeſprächs ging Georget langſam die Treppe hinauf, und ſtand oft ſtill, weil er weinte. So war er eben ſtehen geblieben und hatte den Kopf gegen die Wand gelehnt, um recht gemächlich zu ſchluchzen, als zwei Schritte von ihm eine Thür aufging.

Georget befand ſich eben im dritten Stock; als er ſich umſah, ſtand Malberg vor ihm.

»Was machen Sie da?« fragte der Herr im dritten Stock, den man den »Bären« nannte, weil er wirklich ein etwas finſteres Geſicht und eine barſche Stimme hatte.

»Sie ſehen es ja, mein lieber Herr,« antwortete Georget; »ich weine.«

Digitized by Google

»Warum weinen Sie?«

»Weil meine Mutter krank iſt, weil es ihr an Allem fehlt, was ihr eine Erleichterung verſchaffen könnte; weil ich heute nicht gearbeitet habe und ohne einen Sou nach Hauſe gekommen bin; weil ich ein leichtſinniger Menſch, ein Taugenichts bin und Prügel verdiene.«

»Glauben Sie denn, daß Ihrer Mutter geholfen würde, wenn Sie den Kopf gegen die Wand ſtoßen?«

»O nein, mein lieber Herr ... Aber wenn man nicht weiß, wohin man den Kopf ſtecken ſoll! ... Ich habe bei dem Hausmeiſter angeklopft; ich wollte etwas Zucker und Kohlen leihen, aber ich erhielt keine Antwort ... wahrſcheinlich ſchlafen die Leute zu feſt.«

»Sie wohnen alſo im Hauſe?«

»Ja, ganz oben unterm Dache ... ich wohne bei meiner Mutter. Mein Vater Pierre Bruvoy war Unteroffizier, und mußte wegen einer Wunde ſeinen Abſchied nehmen. Ach! er war ein ſehr braver Mann; er zeichnete Muſter für die Damen, welche ſticken. Wir waren damals glücklich, aber er iſt todt. Um mich zu erziehen, errichtete meine Mutter einen kleinen Kramladen, aber ſie kam zu Schaden, weil ihr alle Leute ſchuldig blieben. Da ſie im Weißnähen ſehr geſchickt iſt, ſo begann ſie für reiche Leute zu arbeiten; ich war unterdeſſen herangewachſen, und wußte wohl, daß ich meiner Mutter, die nicht ſehr ſtark iſt und ſchlechte Augen hat, zu Hilfe kommen müſſe; ich wurde Commiſſionär, denn ich wußte wohl, daß ich keinen Platz finden würde, obgleich ich leſen, ſchreiben und rechnen kann ... oder ich hätte lange Praktikant bleiben müſſen, und ich mußte Geld verdienen, um meine Mutter zu unterſtützen. Das iſt die ganze Geſchichte.«

Digitized by Google

Der Herr im dritten Stock hat dem kleinen Commissionär aufmerksam zugehört.

»Folgen Sie mir,« sagt er, als Georget seine Leidensgeschichte beendet hat.

»Wohin?«

»In meine Wohnung.«

»Was soll ich in Ihrer Wohnung?«

»Das werden Sie schon sehen; kommen Sie.«

Georget stellt seinen Wachsstock auf die Erde und folgt dem Herrn. Es ist ihm noch immer sehr bang zu Muthe, denn er sieht nicht ein, warum der Inhaber der schönen Wohnung im dritten Stocke noch so spät seiner Dienste bedürfen könne. Malberg geht durch ein sehr elegantes Vorzimmer, in den schön meublirten Speisesaal. Hier schließt er einen großen Schrank auf, nimmt einen fast noch unversehrten Zuckerhut heraus und gibt ihn dem kleinen Commissionär in die Hand.

Georget sieht den Herrn ganz verblüfft an und stammelt:

»Was ist denn das?«

»Sehen Sie denn nicht? es ist Zucker.«

»Zucker! Ja wohl, aber ein großer Hut ... Für wen ist denn das?«

»Für Ihre Mutter. Sie sagten ja, die arme Frau sey krank und wünsche Zucker zu haben.«

»Ach! mein lieber Herr, ist es möglich! Sie wären so gütig ... Nein, das ist zu viel!«

»Still ... und folgen Sie mir.«

Malberg geht in die Küche; Georget folgt ihm mit dem Zuckerhut auf dem Arme. Der Herr deutet auf eine Kiste ohne Deckel und sagt zu ihm:

»Nehmen Sie diese Kiste mit, es sind Kohlen darin.«

»O, Sie sind zu gütig ... wie soll ich Ihnen danken!«

Digitized by Google

»Es iſt nicht der Rede werth, ich höre nicht gern Dankſagungen. Nehmen Sie die Kiſte.«

»Ja, mein lieber Herr. Aber ich werde Ihnen Alles wieder geben, das verſpreche ich Ihnen. O, ich werde arbeiten, um meine Schuld abzutragen.«

»Es iſt ſchon gut ... Warten Sie, ich habe Lindenblüthe und Malven, das wird vielleicht gut ſeyn für Ihre Mutter. Sie haben vielleicht nicht dergleichen im Hauſe?«

»Nein, ich glaube nicht.«

»Ich will Ihnen geben, kommen Sie.«

Malberg geht in das Speiſezimmer zurück. Georget folgt ihm, unter dem einen Arme den Zuckerhut, unter dem andern die Kiſte mit Kohlen tragend. Der Herr zieht eine Schublade auf, nimmt mehre Papierſäcke heraus, unterſucht deren Inhalt, legt zwei derſelben bei Seite, und will ſie Georget übergeben; aber plötzlich ſcheint ihm noch etwas einzufallen, er entfernt ſich mit den Worten:

»Ich werde ſogleich wieder kommen ... Bleiben Sie hier.«

Der kleine Commiſſionär geht nicht von der Stelle; er iſt ſo erfreut, daß er in Verſuchung kommt, das ganze Abenteuer für einen Traum zu halten; aber der Herr kommt bald mit mehren kleinen Päckchen zurück.

»Alles dies kann Ihrer Mutter gute Dienſte leiſten; Lindenblüthe, Orangenblätter, Malven, Veilchen; nehmen Sie es, oder vielmehr ich will es Ihnen in die Taſche ſtecken, denn Sie haben die Hände nicht frei.«

»Mein Gott! Sie ſind zu gütig, lieber Herr ... Aber ich werde Alles zurück geben, denn wir ſind keine Bettler, wir bitten nicht um Almoſen ... und ich möchte nicht, daß Sie eine geringe Meinung von uns hätten ...«

Digitized by Google

»Gut, gut ... Ihre Mutter ist krank, lassen Sie sie nicht lange allein; sie braucht vielleicht etwas.«

»Ja, Sie haben Recht ... Wie wird sich meine arme Mutter freuen! Ich danke Ihnen tausendmal, mein lieber Herr! ... und wenn Sie Bestellungen zu machen haben, so vergessen Sie nicht, daß ich Tag und Nacht zu Ihren Diensten stehe.«

»Ich werde daran denken; aber gehen Sie!«

Der Herr schiebt Georget immer vor sich her, so daß sich dieser endlich wieder auf dem Gange befindet. Die Thür der Wohnung schließt sich wieder, und er geht so schnell wie es ihm mit Kohlenkiste, Zuckerhut und Wachsstock möglich ist, die Treppe hinauf.

Endlich erreicht er seine Wohnung. Dieses Mal geht er nicht leise, er ist zu glücklich, als daß er nicht den Wunsch gehegt hätte, seiner Mutter die freudige Botschaft ohne Zögern mitzutheilen. Die Mutter sieht ihn erstaunt an, als er herein hüpft, den Zuckerhut auf das Bett legt und ihr jubelnd zuruft:

»Hier, Mutter! Du sollst jetzt kein kaltes Wasser mehr trinken ... Hier ist Zucker, hier sind Kohlen, und hier ein halbes Dutzend Päckchen Thee ... Jetzt kann ich Dich pflegen, und Du wirst in Kurzem genesen.«

»Was bedeutet das, Georget? wo hast Du Alles dies bekommen? ... Du hattest ja vorhin keinen Sous ... Erkläre Dich, ich will es wissen.«

»Ja, Mutter, sey nur ruhig, ich will Dir Alles erzählen. Aber zuerst laß mich Feuer machen, und während ich die Kohlen anblase, will ich Dir erzählen, wie uns die Vorsehung zu Hilfe gekommen ist ... Wo ist denn das Kohlen-

Digitized by Google

becken? Ja, richtig, hier ist's. Es wird bald brennen, obschon der Blasbalg nicht allzu gut ist . . .«

»Hast Du denn Alles dies im Hause bekommen?«

»Ja, Mutter; zuerst ging ich zum Hausmeister hinunter, aber es war nicht möglich ihn zu wecken ... ich klopfte mit beiden Fäusten an die Thür, aber Niemand machte auf; die Leute scheinen stocktaub geworden zu seyn. Ich kam nun langsam und traurig die Treppe wieder herauf, ich glaube sogar, daß ich weinte ... da ging im dritten Stocke die Thür auf, und der Herr, der da wohnt, redete mich an . . .«

»Wie! Herr Malberg, der so finster und bärbeißig seyn soll?«

»Ja wohl, Mutter. Man sieht dabei, daß die Leute oft Dummheiten schwatzen, und daß man Niemand nach seinem Aeußern beurtheilen soll. Ja, derselbe Herr, den man hier im Hause den »Bären« nennt, derselbe Herr, der mit Niemand spricht und über den so viel Unsinn geschwätzt wird, führte mich in seine Wohnung und gab mir Alles dies für Dich, weil ich ihm gesagt hatte, daß Du krank seyest; er wollte nicht einmal einen Dank dafür annehmen . . . die vertrackten Kohlen wollen nicht brennen! Ich will Wasser darauf schütten.«

»Aber dieser Zuckerhut ist ja ungeheuer groß und fast noch ganz! So viel hättest Du nicht leihen müssen!«

»Glaubst Du denn, Mutter, der Herr habe mich zu Worte kommen lassen? Er sagte: Nehmen Sie das, und als ich etwas einwenden wollte, rief er: Schweigen Sie! Er muß seinen Willen haben, das hilft nichts . . . Ah! jetzt brennt mein Feuer!«

»Aber ich habe Herrn Malberg nie gesehen, denn er

Digitized by Google

heißt Malberg, der Herr im dritten Stock. Wie sieht er aus?«

»Er ist weder jung noch alt. Auf den ersten Anblick hält man ihn für älter, als er wirklich ist; denn wer nicht lacht, sieht alt aus. Er mag ein Fünfziger seyn; sein Gesicht ist gar nicht übel, aber seine Züge haben etwas Ernstes und Strenges, seine Augen haben einen düstern Ausdruck, auf seiner Stirn sind tiefe Falten. Sein schwarzes Haar fängt an grau zu werden. Ich fürchtete mich als er mich mit seinen großen braunen Augen ansah; aber ich gewöhnte mich schon daran, denn in seinem Blicke liegt weder Bosheit noch Verachtung, sondern wehmüthiges Mitleid, oder Schmerz. Seine Stimme klingt anfangs hart, aber man hört ihm gern zu, wenn er länger spricht . . . Er ist nicht wie andere Leute; man findet es ganz natürlich, ihm zu gehorchen und wagt gar keine Einwendungen zu machen.«

»In der That, lieber Georget, ich möchte den Herrn kennen lernen; ich werde ihm meinen Dank abstatten, sobald ich wieder ausgehen kann . . . Du hast ihm also erzählt . . .«

»Ja, ich habe ihm gesagt, wer wir sind, was mein Vater war und in welcher Lage wir uns befinden . . . Habe ich Unrecht daran gethan?«

»Nein, mein Sohn, wir haben ja nichts gethan, dessen wir uns zu schämen hätten.«

»Ha! das Wasser siedet . . . Ich will Ihnen Thee machen, Mutter; welchen wollen Sie?«

»Was hast Du denn mitgebracht?«

»Warten Sie nur, Sie sollen sehen . . . ich habe die ganze Tasche voll Packete . . Hier; sehen Sie, was darin ist.«

»Veilchen.«

Digitized by Google

»Und hier?«

»Lindenblüthe.«

»Und . . . und . . . Ah! da kommt etwas Anderes . . .«

»Was haſt Du noch, Georget? Haſt Du etwas verloren?«

»Verloren? O nein, Mutter, im Gegentheil . . . ich finde etwas in meiner Taſche, das nicht darin war . . . Sehen Sie nur!«

Der kleine Commiſſionär wirft vier Fünffrankenſtücke auf das Bett.

»Zwanzig Franken!« ruft die Mutter erſtaunt. »Was bedeutet das, Georget? Woher haſt Du das Geld?«

»Ich weiß es nicht, Mutter; ich weiß nur, daß ich keinen Sou bei mir hatte, als ich nach Hauſe kam.«

»Aber von ſelbſt kann dieſes Geld doch nicht in deine Taſche gekommen ſeyn . . . Antworte, Georget, und ſage die Wahrheit!«

»Mein Gott! Mutter, in welchem Tone ſagen Sie mir das! . . . Sie glauben doch nicht, daß ich dieſes Geld geſtohlen?«

»Nein, lieber Georget, ich kann mir nicht denken, daß mein Sohn, daß das Kind meines braven Brunoy jemals eine ſchlechte That begehe; aber ich habe deines Vaters Uhr immer ſorgfältig aufbewahrt, und vielleicht haſt Du ohne mein Wiſſen . . .«

»Die Uhr verſetzt? . . . O, nein, lieber würde ich mich ſelbſt verſetzen . . . Ha! jetzt erinnere ich mich . . . Ja, anders kann es nicht gekommen ſeyn?«

»Sprich, was meinſt Du?«

»Der Herr im dritten Stocke hatte mir ſchon den

Digitized by Google

Zuckerhut und die Kohlenkiſte in die Hand gegeben, und endlich ſteckte er mir die kleinen Packete in die Taſche. Bei dieſer Gelegenheit wird er mir auch die Thaler zugeſteckt haben . . . O, ſo iſt's ganz gewiß gekommen; denn er ging allein in ſein Zimmer, während ich in der Küche wartete, wahrſcheinlich um Geld zu holen . . . Woher könnte es ſonſt kommen?«

»Du haſt Recht, Georget, es kann nur von Herrn Malberg kommen. Wer gern Gutes thut, denkt an Alles . . . und er ſcheint wirklich ſehr gut zu ſeyn.«

»O ja, er iſt herzensgut . . . aber ſein Geld behalte ich nicht; ich werde morgen arbeiten und ſelbſt etwas verdienen. Er hat uns ſchon einen großen Dienſt erwieſen, daß er uns Zucker und Kohlen geliehen hat . . . Nicht wahr, Mutter, die zwanzig Franken, die er mir heimlich zugeſteckt, dürfen wir nicht behalten? Aber ſehr ſchön iſt's von ihm, das muß ich geſtehen. Er iſt gar nicht wie andere Leute; ich wette, daß er nur im Stillen Gutes thut.«

»Nein, lieber Georget, die zwanzig Franken dürfen wir nicht behalten; denn es iſt eine Summe, die wir ſo leicht nicht zurückgeben könnten.«

»Ich will ihm das Geld ſogleich zurückgeben.«

»Nein, es muß ſchon ſehr ſpät ſeyn. Herr Malberg hat ſich gewiß ſchon zur Ruhe begeben, und es würde ihm unangenehm ſeyn, im Schlafe geſtört zu werden. Warte bis morgen Früh, und wenn er aufgeſtanden iſt, gib ihm das Geld zurück und danke ihm in meinem Namen.«

»Sie haben Recht, Mutter, ich will den guten Herrn ſchlafen laſſen. Morgen Früh, wenn ſein Neger erwacht iſt, werde ich hinuntergehen . . . Aber das Waſſer ſiedet immerfort; geben Sie mir doch etwas zum Thee.«

Die Kranke wählt unter den Kräutern; Georget berei-

Digitized by Google

tet ſchnell den Trank und reicht ſeiner Mutter eine wohlgezuckerte Taſſe voll, und als ſie getrunken, ſtellt er wieder eine Taſſe voll vor das Bett.

»Dieſe Nacht,« ſagte er, »wenn Sie Durſt bekommen, trinken Sie das . . . jetzt verſuchen Sie einzuſchlafen.«

»Ja, lieber Georget . . . Aber ich glaube mich ſchon beſſer zu fühlen . . .«

»O, es geht immer ſo: wenn man Alles hat, was zur Geneſung nothwendig iſt, muß die Krankheit weichen . . .«

»Nicht immer, mein Sohn, denn ſonſt wären ja die reichen Leute nie krank; aber die Freude, die Zufriedenheit trägt viel zur Geneſung bei. Der Arme braucht ja ſo wenig, um glücklich zu ſeyn! Und dieſen Abend iſt uns wirklich ein Glück widerfahren.«

»O ja, es iſt ein Glück, das der Reiche nicht kennt, aber Andern verſchaffen kann . . . und das muß auch eine große Freude ſeyn . . . Gute Nacht, Mütterchen; rufen Sie mich, wenn Sie etwas brauchen.«

VII.

Ein ſchwieriger Auftrag.

Am andern Morgen vor ſechs Uhr iſt Georget auf den Füßen. Er begibt ſich ſogleich zu ſeiner Mutter, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Die Kranke hatte geſchlafen und fühlte ſich beſſer, obſchon noch zu ſchwach, um aufzuſtehen.

»Schon auf, lieber Georget?« ſagt ſie lächelnd zu ihrem Sohne.

»Ich muß heute viel Geld verdienen, Mutter, um Dir Alles bringen zu können, was Du brauchſt.«

Digitized by Google

»Ich brauche nichts, Du haſt mir ja Alles gebracht ...«

»Wer weiß? etwas Fleiſchbrühe wird Dir vielleicht ſehr heilſam ſeyn. Wenn man bei Zeiten auf dem Boulevard iſt, findet man ſchneller etwas zu thun ... Viele Leute, die einkaufen, laſſen Packete tragen; Andere, die auf's Land gehen wollen, ſuchen einen Wagen ...«

»Armer Georget! Du haſt ein trauriges Gewerbe! Du kannſt leſen, ſchreiben, rechnen, und hätteſt in einem Bureau einen Platz finden oder als Commis in einen Laden gehen können.«

»Ja wohl, und zwei Jahre warten, ehe ich etwas verdienen kann! Nein, Mutter, daran denken Sie nicht mehr; ich bin mit meinem Schickſal ſehr zufrieden. Es würde mich ſehr langweilen, den ganzen Tag in einem Bureau eingeſperrt zu ſeyn ... ich würde Sie gar nicht ſehen! ...«

Georget erröthete und ſetzte hinzu:

»Ich will zu dem Herrn im dritten Stock hinunter gehen ... und ihm ſeine zwanzig Franken zurückgeben ...«

»Es iſt wohl zu früh, er iſt wahrſcheinlich noch nicht aufgeſtanden.«

»O, er ſteht gewiß früh auf! Er ſieht nicht aus, als ob er ſich verzärtelte ... Ich frage überdies ſeinen Bedienten, den Mulatten, der auch ein ganz ſonderbarer Menſch ſeyn ſoll.«

»Geh, lieber Georget, und danke dem Herrn in meinem Namen ... ſpäter werde ich es ſelbſt thun.«

Georget wirft einen Blick in den Spiegel, um zu ſehen, ob an ſeiner Toilette nichts fehlt. Er hätte gerne dem hübſchen Blumenmädchen gefallen, das ihn noch wie einen Knaben zu behandeln ſchien. Der arme Junge war ganz untröſt-

Digitized by Google

lich darüber; er ärgerte ſich, daß er noch nicht zwanzig Jahre alt war, er meinte, man werde ihn dann mehr beachten.

Denn wir ſind mit der Zeit nie zufrieden; in der frühen Jugend finden wir, daß ſie nicht ſchnell genug vergehe, und ſpäter klagen wir, daß ſie zu ſchnell verſtreiche.

Georget geht in den dritten Stock hinab und läutet an Malberg's Wohnung. Ein ſehr dunkler Mulatte, den das Alter noch nicht gebleicht hat und der für einen Farbigen recht gut, für einen Pariſer hingegen ſehr ſchlecht ſpricht, öffnete die Thür und erkennt den jungen Commiſſionär, der ihm zuweilen auf der Treppe begegnet iſt.

»Siehe da, Herr Georget . . . Guten Morgen! Was wünſchen Sie denn ſo früh bei uns?«

»Ich wünſche Ihren Herrn zu ſprechen.«

»Mein Herr iſt noch nicht aufgeſtanden, er ſchläft noch, ich ſtehe früher auf, um aufzuräumen und den Fußboden zu wichſen, ohne ihn zu ſtören.«

»Ich will warten, wenn er noch ſchläft.«

»Gut . . . ſetzen Sie ſich . . . Hier auf dieſen kleinen Seſſel . . .«

»O, ich danke Ihnen, Monſieur Pongo . . . Laſſen Sie ſich nicht ſtören, arbeiten Sie nur fort.«

»Ja, ja . . . dann will ich ganz leiſe hineinſchauen, ob mein Herr noch ſchläft.«

Der Mulatte geht in ein anderes Zimmer. Georget ſetzt ſich und wartet. Nach einigen Minuten hört er im Nebenzimmer ſprechen; Herr Malberg muß alſo wach ſeyn. Man läßt ihn indeß allein, Niemand kommt. Georget wird ungeduldig, huſtet, ſteht auf und geht leiſe an die angelehnte Thür. Zu ſeinem Erſtaunen ſieht er, daß der Mulatte allein iſt und mit allen Gegenſtänden, die ſich im Arbeitszimmer befinden,

Digitized by Google

ein regelmäßiges Geſpräch führt, als ob es lebende Weſen wären, und jedem Hausgeräth legte er, nach der Sitte ſeiner Heimat, einen Namen bei.

»Jetzt bleibſt du ruhig, Brubru,« ſagte Pongo zu einem großen Armſeſſel à la Voltaire; »du biſt ſauber gebürſtet und machſt deinem Herrn Ehre. Hier nimmſt du nicht ſo viel Platz ein. Deinen vorigen Platz hat der kleine, zierliche Babo erhalten . . . Mich wundert, welchen von euch Beiden der Herr wählen wird . . . Ihr ſeyd jetzt alle ſauber und ſpiegelblank, daß es eine Freude iſt . . . Alle Wetter! Zima habe ich vergeſſen . . . wo ſteckſt du denn, Zima? O, es hilft dir nichts, ich will dich ſchon finden!«

Der Mulatte ſucht in allen Winkeln des Zimmers; endlich findet er ein zierliches Stöckchen mit goldenem Knopf. Dieſer Spazierſtock hat von Pongo den Namen Zima erhalten. Der Mulatte ſchüttelt das Stäbchen ungeduldig in der Hand und ſetzt hinzu:

»Mamſell Zima macht ſich alſo luſtig über Pongo, und verſteckt ſich, um ſich lange ſuchen zu laſſen! . . . Was würde aus ihr werden, wenn ich böſe wäre und ihr den Kopf nicht putzte? . . .«

Hier wird die Scene zwiſchen dem Mulatten und dem Spazierſtock durch lautes Gelächter unterbrochen. Georget, der die afrikaniſchen Gebräuche nicht kennt, hat ſeine Heiterkeit über die Selbſtgeſpräche des treuen Pongo nicht länger zurückhalten können. Der Mulatte ſieht ſich um, lacht ebenfalls, als er ſeinen jungen Nachbar erblickt, und führt dann mit dem Spazierſtocke einen burlesken Tanz auf, der an den in einigen Melodramen vorkommenden »pas des cocos« erinnert.

Dieſes improviſirte Ballet wird durch die Glocke unter-

Digitized by Google

brochen. Pongo wirft Mamſell Zima auf einen Seſſel und verläßt das Cabinet mit den Worten:

»Mein Herr läutet; er iſt erwacht, ich will ſagen, daß Sie warten.«

Nach einigen Minuten kommt der Mulatte zurück und führt Georget in das Schlafzimmer Malberg's, der in einen weiten Schlafrock gehüllt iſt, und eine Zeitung in der Hand hält.

Malberg ſieht Georget an, der ſchüchtern an der Thür ſtehen bleibt und ſeine Mütze dreht.

»Sie ſind's? ... Was wollen Sie ſo früh von mir? Iſt Ihre Mutter kränker geworden?«

»O nein, mein lieber Herr, ſie befindet ſich beſſer ... Aber ich komme, weil ich ... dieſe zwanzig Franken in der Taſche gefunden habe, in welche Sie die Arzneikräuter geſteckt hatten ... Sie ſind wirklich zu gütig, wir dürfen dieſes Geld nicht annehmen, denn es würde zu lange dauern, bis wir's wieder zurückzahlen können; ich bringe daher die zwanzig Francs ...«

Der Mann im Schlafrock nimmt ſeine Zeitung wieder zur Hand und antwortet verdrüßlich:

»Ich weiß nicht was Sie meinen ... Dieſes Geld gehört Ihnen, weil Sie es in Ihrer Taſche gefunden haben; behalten Sie es und laſſen Sie mich in Ruhe.«

»Nein, mein lieber Herr, ich weiß gewiß, daß dieſe zwanzig Franken nicht mir gehören; denn ich beſaß ja keinen Sou, um Zucker zu kaufen, und eben deshalb weinte ich auf der Treppe.«

»Nun, was kümmert mich das?«

»Sie allein,« erwiederte Georget, »haben mir etwas in die Taſche geſteckt, folglich haben Sie auch dieſe Fünffrankenſtücke hinein geſteckt.«

Digitized by Google

»Sie träumen, Kleiner!«

»O, nein, ich weiß es gewiß.«

»Morbleu! am Ende wird mir die Sache langweilig. Wie können Sie mich zur Rede ſtellen, wenn ich Ihnen dieſe Fünffrankenſtücke in die Taſche geſteckt habe? Steht es mir denn nicht frei, mit meinem Gelde zu machen was ich will? und wollen Sie mir verbieten, Ihnen nützlich zu ſeyn, wenn ich weiß, daß Sie in Noth ſind? . . . Sie ſcheinen ſehr ſtolz zu ſeyn, mein kleiner Herr Commiſſionär.«

»O nein; aber Sie haben uns ſchon mit Wohlthaten überhäuft, und wir würden Ihre Güte mißbrauchen, wenn wir etwas annehmen wollten, was wir nicht nöthig haben.«

»Sie lügen! Sie haben Geld nöthig; denn geſtern Abends hatten Sie keinen Sou, und dieſe Nacht werden Sie wohl nichts verdient haben.«

»Meine Mutter hat Alles was ſie jetzt braucht, und ich werde heute Geld verdienen.«

»So! wiſſen Sie das gewiß? Wer ſteht Ihnen denn dafür, daß Sie heute Arbeit finden werden?«

»O, es iſt ſehr ſelten, daß ein ganzer Tag vergeht, ohne daß wir zu thun finden . . . man müßte wirklich viel Unglück haben!«

»Und gegen dieſes Unglück glauben Sie geſichert zu ſeyn? . . . Womit glauben Sie denn ſo viel zu verdienen, daß Sie Ihrer Mutter helfen können?«

»Mit Commiſſionen, denn das iſt mein Geſchäft.«

»Und wie viel gibt man Ihnen gemeiniglich für eine Commiſſion?«

»Je nachdem man mehr oder minder weit gehen muß . . . und überdies ſind manche Perſonen freigebiger als andere.«

»Wie viel im Durchſchnitt?«

Digitized by Google

»Zwölf, fünfzehn Sous . . . zuweilen zwanzig Sous; aber das bekommen wir ſelten, und gemeiniglich nur wenn wir Packete tragen.«

»Und Sie nehmen an was man Ihnen gibt?«

»Allerdings, es iſt ja die Bezahlung für unſere Arbeit.«

»Gut, ich nehme Sie heute an als meinen Commiſſionär und zahle Ihnen zwei Franken für jede Beſtellung, die Sie für mich machen werden.«

»Das iſt zu viel, mein lieber Herr, ſo viel zahlt man nie.«

»Es beliebt mir aber, dieſen Preis zu bezahlen, und Niemand kann mich hindern, freigebiger als Andere zu ſeyn ... Es bleibt alſo bei der Abrede: die zwanzig Franken, die Sie erhalten haben, ſind ein Vorſchuß auf die Beſtellungen, die Sie für mich machen werden.«

»Ja, es iſt alſo für zehn Beſtellungen . . .«

»Ganz recht, für zehn Beſtellungen.«

»Es iſt aber noch der Zucker . . .«

»Nun, für den Zucker machen Sie noch eine Beſtellung.«

»Sie irren ſich, gnädiger Herr. Es waren mindeſtens neun Pfund Zucker; das macht . . . ich weiß nicht genau, wie viel der Zucker koſtet . . .«

»Ich auch nicht . . . Jetzt laſſen Sie mich in Ruhe, und langweilen Sie mich nicht mit ſolchen Alfanzereien!«

»Dann die Kohlen . . .«

»Wahrhaftig, der Burſch will mich raſend machen! . . . Setzen Sie ſo viele Commiſſionen wie Sie wollen und laſſen Sie mich in Ruhe!«

»Ich will fünfzehn ſetzen,« erwiederte Georget; »es thut mir leid, daß ich Ihnen Verdruß gemacht habe für Ihre Güte . . . aber jetzt gehe ich!«

Digitized by Google

Georget war ſchon an der Thür, als ihn die Stimme Malberg's zurück rief.

»Hören Sie, Kleiner, da Sie ſich bald mit mir abzufinden wünſchen, will ich Ihnen ſogleich einen Auftrag geben.«

»O, das freut mich!«

»Hören Sie. Es gibt irgendwo eine Perſon, von der ich ſeit beinahe neunzehn Jahren nichts erfahren habe und die ich gerne wiederfinden möchte. Zu jener Zeit mochte dieſer Herr — denn es handelt ſich um einen Herrn — drei- bis vierunddreißig Jahre alt ſeyn. Er war groß und von ſtattlichem Ausſehen; er war immer ſehr elegant und nach der neueſten Mode gekleidet . . . Aber ſeit neunzehn Jahren können große Veränderungen mit ihm vorgegangen ſeyn. Er hieß de Ronchenolle.«

»Wo wohnte dieſer ſchöne Herr de Ronchenolle?« fragte Georget.

»Er wohnte . . . aber was kann Ihnen daran liegen, wo er damals wohnte? Er verließ ganz unerwartet Paris, und ich glaube ſogar Frankreich.«

»Aber, wenn er ſeitdem ſeine Wohnung wieder bezogen hätte?«

»Glauben Sie denn, ich hätte mich nicht hundertmal erkundigt? . . . Nein, er hat ſeine frühere Wohnung nicht wieder bezogen; aber ich weiß, daß er vor zehn Jahren wieder nach Paris gekommen iſt; ich war damals auf Reiſen, und als ich zurückkam, war er ſchon wieder abgereiſt. Ich habe indeß Gründe zu vermuthen, daß er ſich ſeit einiger Zeit wieder in Paris befindet; ich weiß nur nicht wo er wohnt. Sie ſehen, es iſt ein ſchwieriger Auftrag. Ich ſelbſt ſuche dieſen Herrn ſchon lange, ohne ihn finden zu können. Wenn Sie

Digitized by Google

ihn ausfindig machen, werde ich mich als Ihren Schuldner betrachten und Ihnen sehr dankbar seyn.«

»Sie scherzen, gnädiger Herr! Sie haben mir ja schon fünfzehn Commissionen voraus bezahlt . . . Aber ich werde Herrn de Ronchenolle schon finden, er müßte denn seinen Namen verändert haben . . .«

»Das ist nicht wahrscheinlich, denn er gehört einer sehr alten Familie an und war sehr stolz auf seinen Namen.«

»Hatte er kein Geschäft?«

»Kein anderes, als sein Vermögen so schnell wie möglich zu verzehren, und es wird ihm längst gelungen seyn. Er wird indeß wohl seine frühere Lebensweise beibehalten haben; Sie können ihn in der Chaussée-d'Antin, vor der großen Oper, vor dem italienischen Theater, vor den elegantesten Gasthäusern finden. Vielleicht hören Sie zufällig seinen Namen nennen; denn ich kann Ihnen leider keine nähere Andeutung geben. Ich fürchte daher, daß ich Ihnen einen unausführbaren Auftrag gebe.«

»Warum denn unausführbar? Unsereins hört gar Mancherlei; wir kommen an so viele Orte, sehen so viele Leute ... O, ich habe gute Hoffnung; ich wette, daß ich den Herrn finden werde, wenn er in Paris ist, und dann werde ich Ihnen sogleich melden was ich erfahren habe.«

»Das versteht sich.«

»Aber neben dieser Commission kann ich auch noch andere besorgen ... Wenn Sie z. B. Briefe abzugeben haben...«

»Ja, ja, es ist gut . . . Jetzt gehen Sie!«

Georget entfernt sich. Im Vorzimmer findet er Pongo im Zorn gegen »Mamsell Zima,« die zweimal auf die Erde gefallen ist und nicht wieder aufstehen will. Aber Georget hat nicht Zeit sich aufzuhalten, er eilt zu seiner Mutter, um

Digitized by Google

ihr ſeine Unterredung mit dem Herrn im dritten Stock zu erzählen. Als er in das Krankenzimmer tritt, wirft er die vier Fünffrankenſtücke auf's Bett und ruft jubelnd:

»Jetzt gehören ſie wirklich uns, denn Herr Malberg will mich durchaus im Voraus bezahlen . . . Jetzt ſind wir reich, es wird Ihnen an nichts fehlen . . . ich werde auch noch mehr verdienen . . . Auf Wiederſehen, Mutter, bleiben Sie im Bett und pflegen Sie ſich.«

»Warte doch, Georget, und behalte wenigſtens ein Fünffrankenſtück; Du mußt ja leben.«

»Nein, Mutter, dieſes Geld rühre ich nicht an, ich will erſt etwas verdienen . . . ich will nicht frühſtücken, bis ich gearbeitet habe.«

»Du biſt nicht bei Troſt . . . höre doch, Georget!«

Aber er hörte nicht mehr, er war ſchon unten an der Treppe, vor der Hausmeiſterſtube, wo Madame Baudoin noch mit tiefem Schmerz die Spuren des ausgeſchütteten Branntweins betrachtete.

Georget geht vor Allem auf den Boulevard des Château d'Eau, wo Violette ſelbſt an den Tagen, wo kein Markt war, ihre Blumenſträuße feilbot. Dies war ein beſonderes Vorrecht ihres Geſchäfts; denn Blumenſträuße gibt es zu allen Jahreszeiten: ein wahres Glück für die galanten Herren, die das ganze Jahr hindurch Sträuße verſchenken, und für die Damen, die ihr ganzes Leben hindurch welche annehmen möchten.«

Digitized by Google

VIII.

Das blaue Fläschchen.

Violette ſitzt hinter ihrer bunten, duftenden Waare und macht Sträuße. Sie verſteht mit einem eigenen Tact die Farben zuſammen zu ſtellen und der einfachſten Blume durch einen gut gewählten Platz ein gefälliges Anſehen zu geben. Ihre Bouquets nehmen ſich ungemein zierlich aus, ſelbſt wenn ſie aus den anſpruchloſeſten Blumen beſtehen, weil Geſchmack und Anmuth in ihrer Anordnung iſt. Die Kunſt macht ſich überall geltend: es gibt Perſonen, die Alles verderben was ſie berühren, und Andere, die aus nichts etwas zu machen wiſſen.

Georget bleibt einige Schritte von der ſchönen Bouquetverkäuferin ſtehen und ſieht ſie an; aber ſie iſt ſo emſig mit ihren Sträußen beſchäftigt, daß ſie ihn nicht ſieht, oder ihn nicht zu bemerken ſcheint. Endlich entſchließt er ſich, ſie anzureden.

»Guten Morgen, Mamſell Violette.«

»Ah! Sie ſinds, Georget?«

»Ja, ich bin's . . . ich ſtehe ſchon eine Weile da und ſehe Sie an; aber Sie haben ſich nicht herabgelaſſen, mich zu bemerken . . .«

»Ich habe mich nicht herabgelaſſen? Was meinen Sie damit? . . . Glauben Sie denn, ich würde Ihnen keinen guten Morgen gewünſcht haben, wenn ich Sie geſehen hätte? Halten Sie mich denn für ſo unhöflich?«

Digitized by Google

»O nein, das meine ich nicht . . . aber wenn man Jemand nicht gern ſieht . . .«

»Fangen Sie ſchon wieder an, Georget? Wer könnte mich denn zwingen, mit Ihnen zu ſprechen, wenn ich's nicht freiwillig thäte? Ich bin leider nur zu unabhängig; denn ich habe ja keine Verwandten, und meine letzte Beſchützerin, die gute Mutter Gazon, liegt auch unter der Erde.«

»Ich kann's nicht anſehen, Violette, wenn Sie ſo traurig ſind . . . Geſtern war mir auch recht ſchwer ums Herz, denn meine Mutter war krank und das Geld war uns ausgegangen . . .«

»Warum haben Sie mir das nicht geſagt, Georget? ich würde Ihnen Geld geliehen haben. Sie wiſſen ja, daß ich ſo viel verkaufe wie ich will und immer etwas übrig habe.«

»Ich ſollte Geld von Ihnen leihen, Violette? . . . Nein, das wäre mir nicht möglich!«

»Warum denn nicht ſo gut von mir wie von Andern? Sie betrachten mich alſo nicht als Ihre Freundin, oder halten mich für ungefällig?«

»O nein, nein . . . ich weiß, daß Sie ſehr gut ſind; ich habe ja oft geſehen, daß Sie arme Leute beſchenkt haben . . . Aber ich würde mich ſchämen, ich würde . . .«

»Kurz und gut, Georget, wollen Sie Geld? Ich kann Ihnen ſogleich fünfzehn, zwanzig Francs geben . . .«

»Ich danke Ihnen, Violette. Jetzt brauche ich's nicht mehr; denn ſeit geſtern hat ſich gar viel geändert, wir ſind jetzt gut bei Caſſe . . .«

»Wirklich? in ſo kurzer Zeit? . . . Iſt es wirklich wahr, Georget? Es wäre nicht ſchön von Ihnen, wenn Sie die Unwahrheit ſagten . . . Sie haben kein Geld?«

Digitized by Google

Um die Wahrheit seiner Worte zu beweisen, erzählt ihr Georget Alles, was sich seit gestern Abend zugetragen hat. Violette hört mit inniger Theilnahme zu, und ihre Augen werden feucht, als sie den Edelmuth Malberg's erfährt.

»Der liebe, brave Herr!« sagt sie mit Begeisterung. »Würde es ihm angenehm seyn, wenn ich ihm in Ihrem Namen einen Strauß brächte!«

»O nein! er würde böse werden, denn er will nicht, daß man ihm dankt. Er würde mir gewiß zürnen, wenn er wüßte, daß ich seine Wohlthaten erzähle.«

»Das ist Schade; ich möchte ihn kennen lernen . . . Geht er zuweilen hier spazieren?«

»Nein, ich habe ihn nie gesehen. Er lebt sehr zurückgezogen . . . und wer ihn nicht kennt, findet ihn sehr unfreundlich.«

»Aber wenn er ein so guter, menschenfreundlicher Herr ist, darf man sich durch sein Gesicht nicht abschrecken lassen.«

»Das sagen Sie wohl, Violette; aber glauben Sie wohl, daß man in seiner Gegenwart nicht lacht.«

»Apropos, ich habe Ursache böse auf Sie zu seyn, Georget, und will Ihnen jetzt den Text lesen.«

»Mir den Text lesen?«

»Ja wohl. Spielen Sie nur den Heuchler, ich habe wohl gemerkt, von wem das gestrige Abenteuer ausging . . . Meine Kundschaften auf die Erde zu werfen, das ist wirklich zu arg. Wenn Sie das oft so machen, werde ich nicht mehr so viel verkaufen.«

»Ich habe Niemand zur Erde geworfen . . .«

»Nein, Sie nicht, sondern der Poltergeist Chicotin, der die Sache mit Ihnen abgekartet hatte, weil er wußte, daß

Digitized by Google

er Ihnen ein Vergnügen damit machen würde. O, ich ſehe Alles was vorgeht, wenn ich auch nichts dazu ſage . . . Antworten Sie, Georget, habe ich nicht Recht, waren Sie nicht mit Chicotin einverſtanden, den Herrn zu Boden zu werfen?«

»Nein, den nicht, es war auf den Andern abgeſehen. Chicotin hat es ungeſchickt angefangen.«

»Es iſt ganz gleich, auf welchen von beiden es abgeſehen war; es iſt gar nicht ſchön, meine Kundſchaften und zugleich faſt alle meine Blumen umzuwerfen.«

»Ich ſage Ihnen ja, daß Chicotin das Manöver ungeſchickt ausgeführt hat . . .«

»Und ich ſage Ihnen, daß ich kein Wort mehr mit Ihnen ſprechen werde, wenn Sie noch einmal ſo etwas anſtellen.«

»O, fürchten Sie nichts, Violette, es ſoll nicht wieder geſchehen . . . wenigſtens ich werde es nicht mehr thun; für Andere kann ich freilich nicht bürgen.«

»Andere thun nur was Sie wollen . . .«

»Ich ſollte nicht mehr mit Ihnen reden, wie wäre das möglich! Ich würde immer mit Ihnen reden.«

»Aber ich würde Ihnen nicht antworten.«

»Sie wollten alſo, daß ich mich todt gräme?«

»O, über ſo etwas grämt man ſich nicht todt!«

»Ja, das glauben Sie, weil Sie nicht wie ich . . .«

»Georget, ich glaubte, Sie wollten heute viel arbeiten?«

»Ja, es iſt wahr, es iſt gut, daß Sie mich daran erinnern . . . Sagen Sie, Violette, kennen Sie vielleicht einen Herrn de Roncherolle?«

»Nein, den Namen habe ich nie gehört.«

*

Digitized by Google

»In dieſer Gegend werde ich ihn auch ſchwerlich auffinden, ich muß auf den Boulevard-des-Italiens gehen . . . Es iſt ſchade, daß es ſo weit von Ihnen iſt.«

»Glaubten Sie denn nur hier in der Nähe Beſtellungen zu machen?«

»O, ich weiß wohl, daß es nicht möglich iſt, aber ich entferne mich ſo ungern von Ihnen.«

»Wahrhaftig, Georget, ich muß über Sie lachen, wenn Sie ſo ſprechen. Es iſt ja noch nicht lange, daß Sie mit Gamins von Ihrem Alter um Knöpfe ſpielten.«

»O! es iſt ſehr lange her. Pfui, das iſt ein Spiel für Kinder . . .«

»Mein Gott! Sie fühlen ſich wohl gar beleidigt? Es wäre gewiß beſſer, Georget, wenn Sie noch ſpielten, ſtatt zu ſeufzen und eine Armeſündermiene zu machen. Sie ſind viel hübſcher, wenn Sie lachen.«

»Wirklich? Es iſt aber nicht meine Schuld, wenn ich zuweilen traurig bin . . . Sie behandeln mich immer wie ein Kind, und das ärgert mich. Ich bin aber doch ſchon ſiebzehn Jahre und acht Monate alt . . . ich glaube, daß ich mit Ihnen von gleichem Alter bin.«

»Nein, ich bin im neunzehnten Jahre . . . und in dieſem Alter muß ein Mädchen verſtändiger ſeyn . . .«

»Im Gegentheil, es gibt viele Soldaten von ſiebzehn Jahren, die ſchon Feldzüge mitgemacht haben. So iſt unlängſt ein kleiner Tambour von achtzehn Jahren aus Afrika zurückgekommen, wo er drei Jahre gedient und mehre Schlachten gegen die Araber mitgemacht hat.«

»Sie möchten wohl auch Tambour werden?«

»Das ſage ich nicht . . . aber wenn ich meine Mutter

Digitized by Google

nicht hätte und nicht hoffen könnte, von einer gewiſſen Perſon geliebt zu werden . . .«

»Gehen Sie doch und machen Sie Ihre Beſtellung, Georget! Sie vergeſſen, daß der Herr Sie im Voraus bezahlt hat.«

»Sie haben Recht, Violette. Die Zeit vergeht ſo ſchnell, wenn ich mit Ihnen plaudere. Aber Sie ſollen mit mir zufrieden ſeyn: ich will nicht mehr traurig ſeyn, nicht mehr müßig gehen . . .«

»Wir wollen ſehen!«

»Werden Sie dann ein bischen Freundſchaft für mich haben?«

»Wie können Sie daran zweifeln? Ja, ich bin Ihre aufrichtige Freundin, weil ich weiß, daß Sie kein Taugenichts ſind, wie ſo viele andere junge Leute, und weil Sie Ihre Mutter lieb haben, deren einzige Stütze Sie ſind . . . Ach! Georget, wie glücklich ſind Sie, eine Mutter zu haben und für Sie zu arbeiten! Wenn ich meine Mutter kennte, welche Freude würde es für mich ſeyn, ihr meinen Erwerb zu bringen, ſie zu hegen und zu pflegen! O ja, ich würde ſie recht lieb haben; aber ich habe nie eine Mutter gehabt . . . oder vielmehr, ſie iſt todt, oder hat mich verlaſſen.«

»Denken Sie nicht mehr daran, Violette. Die Kinder, welche keine Eltern und keinen Namen haben, ſollen ja Glückskinder ſeyn . . .«

»Es iſt natürlich, weil der liebe Gott für ſie ſorgt und ſie beſchützt und ſie auf dem rechten Wege führt. Mit einem ſolchen Beſchützer müſſen ſie wohl ihr Glück machen . . . Aber ſo gehen Sie doch, Georget!«

»Ja, Mamſell Violette . . . Ach! wie vergnügt bin

Digitized by Google

ich dieſen Morgen! ich habe mit Ihnen geſprochen ... heute habe ich gewiß Glück!«

»Nun, es freut mich, daß Sie vergnügt ſind; ſo ſehe ich Sie gern ... ich möchte, daß Sie immer ſo wären, weil ... aber Sie ſind ja auf einmal ganz verändert! Ihre Stirn verfinſtert ſich ... Sie werden ganz blaß ... Was fehlt Ihnen denn, Georget? Fühlen Sie ſich unwohl?«

Der junge Commiſſionär hatte wirklich die Farbe gewechſelt und ſeine lachenden Geſichtszüge, ſeine heitern, freundlichen Augen hatten plötzlich eine ganz andere Stimmung ausgedrückt. Ein einziger Blick in die Ferne war hinreichend geweſen, dieſe Umwandlung herbeizuführen: Georget hatte Jéricourt, den Verehrer des Blumenmädchens, vor dem Château-d'Eau bemerkt. Jéricourt ging ſehr langſam, nicht wie ein zufällig Vorübergehender, ſondern wie Einer, der in einer beſtimmten Abſicht gekommen iſt.

Violette beobachtet den Blick Georget's, und bald bemerkt ſie die Urſache ſeiner veränderten Stimmung.

»Mein Gott!« ſagt ſie, ungeduldig auffahrend, »ſoll es ſchon wieder anfangen? ... Georget, ich hoffe, daß Sie Ihre Beſtellung machen werden!«

»Ja, ja, ich will gehen ... ich könnte ſonſt einige Dummheiten machen ... Dort iſt er ſchon wieder, der große Zierbengel, der Ihnen ſchön thut! Er ſcheint jetzt alle Tage zu kommen ...«

»Es ſteht ja dem Herrn frei, auf dem Boulevard zu ſpazieren; warum ſoll er denn gerade um meinetwillen kommen?«

»Warum? wiſſen Sie ſo gut wie ich ... Ach! es iſt

Digitized by Google

jammerſchade, daß der Boulevard für Jedermann da iſt! . . . Jetzt gehe ich!«

Georget hat ſich endlich entſchloſſen fortzugehen; er wirft Jéricourt im Vorbeigehen einen grimmigen Blick zu, aber der Stutzer beachtet es nicht.

Geſtern war Jéricourt von der ſchönen Violette förmlich abgewieſen worden, und zwar in Gegenwart vieler Zeugen, wodurch der Vorfall noch unangenehmer wurde. Während er mit ſeinem Freunde Saint-Arthur und mit der picanten Schauſpielerin, der Geliebten des Letztern, in Bonvalet's Gaſthauſe ſpeiſte, mußte er ſich unaufhörlich foppen laſſen; denn um ſich für die ſchmähliche »Niederlage« und den zerriſſenen Hoſenträger zu entſchädigen, wiederholte der ſchöne Alfred unaufhörlich:

»Es iſt Jéricourt's Schuld! er that dem Blumenmädchen ſchön, aber er fand kein Gehör . . . Ha! ha! ha! von einem Blumenmädchen abgewieſen zu werden! . . . es iſt unglaublich, und doch wahr! Er will's nicht merken laſſen, aber im Stillen ärgert er ſich.«

Mademoiſelle Zizi, die picante junge Actrice, die vielleicht ihre Gründe hatte, ſich die Sache zu Herzen zu nehmen, warf dem Vaudevillefabrikanten ſehr vielſagende Blicke zu und ſagte:

»Das iſt ſchön! Das freut mich! Ein Engagement im Palais-Royal würde mir nicht angenehmer ſeyn . . . Dieſen Schwank werde ich bei einer ſchicklichen Gelegenheit auf der Bühne erzählen; das wird ein Gelächter geben! . . . Die Herren Schriftſteller wenden ſich alſo den Blumenmädchen zu, ſtatt ſich an die Schauſpielerinnen zu halten und dieſe für ihre Rollen zu begeiſtern . . . Ha! ha! ha! einem Blumenmäd-

Digitized by Google

chen den Hof zu machen . . . und abgewieſen zu werden! . . . Das muß wirklich fatal ſeyn! Armer Jéricourt!«

Der junge Vaudevillefabrikant beantwortete dieſe Angriffe mit erzwungener Ruhe.

»Dieſe Bouquetverkäuferin würde gewiß viele Perſonen, die Lieblinge des Publicums zu ſeyn glauben, in den Schatten ſtellen, wenn ſie auf dem Theater erſchiene!«

»Iſt das auf mich gemünzt?« rief Mademoiſelle Zizi, indem ſie dem Vaudevillefabrikanten einen Krebsſchweif ins Geſicht warf.

»Gott bewahre!« erwiederte Saint-Arthur, da Jéricourt nicht antwortete. »Wie kannſt Du ſo etwas denken? . . . Jéricourt vergöttert dein Talent; er hat mir hundertmal geſagt, Du werdeſt die Dejazet erſetzen . . . Nicht wahr, Jéricourt, das haben Sie oft geſagt?«

Aber der gekränkte Theaterdichter ſchwieg. Die kleine Schauſpielerin wurde dadurch noch mehr gereizt und ſagte:

»Auf jeden Fall muß man mich in den Stücken anderer Schriftſteller ſehen, um mich zu beurtheilen . . . Herr Jéricourt gibt mir ſeit einiger Zeit nur fade Rollen . . .«

»Ich gebe Ihnen noch mehr als meine Collegen, die Ihnen gar nichts geben!«

»Was ergibt ſich daraus? daß jeder Theaterdichter eine Sippſchaft hat, die er emporzubringen ſucht! Sie laſſen ſich Alle durch die Bitten und Gunſtbezeigungen dieſer oder jener Schauſpielerin beſchwatzen, oder ſie folgen dem Rathe des Directors, der ſeine Gründe hat, um andere zu begünſtigen . . . O, das Theater! O, die Schriftſteller! Es iſt unerhört, welche Ungerechtigkeiten man erdulden muß! . , . Und

Digitized by Google

man ſtellt uns gar eine Bouquetverkäuferin entgegen und behauptet, ſie dürfe nur die Bühne betreten, um uns in den Schatten zu ſtellen! . . . Wir ſind alſo nur Lückenbüßer!... Das iſt ſchändlich, himmelſchreiend! . . . Ach Gott! meine Nerven . . . ich erſticke . . . es iſt mein Letztes!«

Mademoiſelle Zizi warf ſich auf den Divan, ſtreckte Arme und Beine aus, biß die Zähne auf einander und geberdete ſich wie eine Beſeſſene. Der ſchöne Saint-Arthur ergriff ſchnell eine Waſſerflaſche und ſagte mit troſtloſer Stimme:

»Da hat ſie einen Nervenanfall . . . Eine ſchöne Geſchichte! . . . Das haben Sie verſchuldet, Jéricourt, mit Ihren harten Worten . . . Sehen Sie nur, wie ſie ſich windet!«

»Es wird ſchon vorübergehen,« antwortete Jéricourt mit der größten Ruhe, indem er ſich ein Stück Trüffelpaſtete vorlegte.

»Canaille!« ſagte Mademoiſelle leiſe und zähneknirſchend, während ihre krampfhaften Zuckungen fortdauerten.

Alfred hatte ſich inzwiſchen ſeiner Schönen genähert und reichte ihr ein Glas Waſſer; aber ſie ſtieß ihn ſo haſtig zurück, daß ihm ein Theil des Waſſers ins Geſicht ſpritzte. Dann ſtammelte ſie mit obligatem Zähneknirſchen:

»Ich will mein blaues Fläſchchen haben . . . aber ſogleich!«

»Wo iſt es, mein Engel? . . . Soll ich in deiner Taſche ſuchen?«

»Kommen Sie mir nicht nahe . . . das Flacon iſt in meinem Zimmer . . . auf meiner Toilette.«

»Gut, ich will einen Kellner hinſchicken . . .«

Digitized by Google

»Nein, ich verlange, daß Sie ſelbſt gehen, der Kellner würde ſich irren . . .«

»Aber Du haſt doch nicht mehr als ein blaues Fläſchchen . . .«

»Sie ſollen und müſſen ſelbſt gehen, oder . . . ich ſterbe!«

Dieſe letzten Worte waren mit ſo furchtbarem Zähnekniriſchen begleitet, daß der zärtlich beſorgte Alfred fürchtete, ſeine Geliebte könne ſich die Kinnlade ausſetzen. Er nahm ſchnell ſeinen Hut und ſagte zu Jéricourt:

»Ich muß mich fügen . . . Sie ſehen, in welcher furchtbaren Kriſis ſie ſich befindet, und das blaue Fläſchchen enthält irgend ein Riechſalz, das die Lebensgeiſter ſchnell wieder weckt . . . Ich muß das Flacon oft holen, ich weiß nicht, warum ſie es immer vergißt . . . Ich gehe . . . zum Glück iſt es nicht weit . . . in der Rue Baſſe; aber ein Vergnügen iſt's doch nicht . . . Jéricourt, gehen Sie nicht fort; leiſten Sie ihr Hilfe . . .«

»Fürchten Sie nichts!«

Der elegante Saint-Arthur verließ eilends das Gaſthaus und kam bald in die Wohnung ſeiner Geliebten. Er wurde von der Kammerjungfer eingelaſſen, die ebenfalls beim Diner war und die Thür des Speiſezimmers ſorgfältig verſchloſſen hatte. Sie ſchob den jungen Lion in den Salon und ſagte:

»Kommen Sie, warten Sie hier, ich will das Flacon holen.«

»Ich hätte eben ſo gut im Vorzimmer warten können . . . Ich habe keine Zeit zu verlieren.«

»Im Vorzimmer!« erwiederte die Zofe; »ich weiß zu

Digitized by Google

gut, wie ich mich gegen vornehme Herren zu benehmen habe ... Bleiben Sie hier, ich werde bald wiederkommen.«

»Bring nur das rechte Flacon!«

»O, ich weiß ſchon; Madame läßt es ziemlich oft holen, ich weiß wozu es gebraucht wird.«

Alfred, der allein im Salon blieb, wurde ungeduldig; er ging ins Vorzimmer, das dem Boudoir näher war, und hörte ganz deutlich das Klirren von Gabeln, Gläſern und Flaſchen im Speiſezimmer; es wurde zugleich ſo ſtark genieſt, daß die Thür zitterte. Aber die Kammerjungfer kam mit dem blauen Fläſchchen zurück.

»Warum ſind Sie nicht im Salon geblieben, gnädiger Herr?« ſagte ſie, indem ſie ihm das Riechfläſchchen reichte. »Sie haben vielleicht ein Geräuſch im Speiſezimmer gehört ... die beiden Katzen leiſten mir beim Eſſen Geſellſchaft; es iſt ein Zeitvertreib für mich.«

»Mein Kind, es iſt Jemand da, der den Schnupfen hat ... für eine Katze hat er ungemein ſtark genieſt ...«

»O, Sie haben ſich geirrt, gnädiger Herr, das Nieſen war im Hofe! ... Der Hausmeiſter nieſt den ganzen Tag; es iſt nicht auszuhalten.«

Ohne ſich um das Geſchwätz der Zofe länger zu kümmern, eilt der Lion mit dem blauen Fläſchchen ins Gaſthaus zurück; aber er fand die Thür des Cabinets, das er für das Diner unter ſechs Augen gemiethet, von innen verſchloſſen.

Saint-Arthur begann zu klopfen, zu rufen.

»Was bedeutet das? Ich bin's, Zizi! ... Jéricourt! warum ſchließt Ihr Euch denn ein? ... was bedeutet dieſer Spaß?«

»Bringen Sie das Fläſchchen?« liſpelte die Schauſpielerin mit matter Stimme.

Digitized by Google

»Ja wohl, ich bringe es . . .«

»Iſt's das blaue?«

»Allerdings . . . ich kenne es wohl . . .«

»Mit dem Opalſtöpſel?«

»Ja, ja, das Fläſchchen iſt feſt verſchloſſen . . .«

»Dann müſſen Sie es wieder forttragen! Es iſt nicht mehr das, welches ich will . . . Jetzt brauche ich das gelbe mit dem Achat.«

»Das iſt zu arg! . . . Zizi, Sie mißbrauchen meine Galanterie . . . Jéricourt, machen Sie doch auf!«

»Mit Vergnügen, aber Madame erlaubt es nicht . . . Sie hat ein Meſſer ergriffen und droht ſich zu erſtechen, wenn ich einen Schritt gegen die Thür mache . . .«

»O, dann gehen Sie nicht von der Stelle, Freund! Thun Sie mir den Gefallen und bleiben Sie ruhig ſitzen! Ich kenne den Trotzkopf; wir könnten ein Unglück erleben. Ich hole geſchwind das gelbe Fläſchchen.«

Der junge Lion eilte fort. — Den Leſern, welche dies unwahrſcheinlich finden, antworten wir, daß ſolche Damen oft noch weit launiſcher ſind gegen die Thoren, deren Vermögen ſie vergeuden; und fürwahr, ſie haben Recht, wenn ſie Schwachköpfe finden, die geneigt ſind, ſich von ihnen bei der Naſe führen zu laſſen.

Als Alfred mit dem gelben Fläſchchen zurückkommt, findet er die Thür des Cabinets offen. Jéricourt ſaß am Tiſche und aß mit gewaltigem Appetit, und Mademoiſelle Zizi, deren Geſicht von der Nervenkriſis kirſchroth geworden war, eilte in ſeine Arme und ſagte:

»Ich wollte deine Liebe und dein Vertrauen auf die Probe ſtellen, lieber Freund; Du biſt als Sieger aus dieſer Prüfung hervorgegangen; Du biſt meiner Zuneigung voll-

Digitized by Google

kommen würdig . . . ich ſchenke ſie Dir wieder, und um Dir's zu beweiſen, will ich Dich auf das linke Auge küſſen!«

Alfred ließ ſich küſſen und lächelte Jéricourt mit einer Miene an, die zu ſagen ſchien: Sie ſehen, wie ſie mich liebt! — Das Diner wurde in der heiterſten gemüthlichſten Weiſe beendet und Jedermann war zufrieden.

IX.

Drei für ein Bouquet.

Dieſes Diner hatte Jéricourt von neuem an Violette erinnert, und er dachte:

»Man hat mich heute mit dem Blumenmädchen aufgezogen, und man wird mich noch mehr foppen, wenn meine Bemühungen fruchtlos bleiben . . . Das wird mir ſchaden; man wird mich dann für eben ſo dumm halten wie Saint-Arthur. Ich bin ſchon zu weit gegangen, um umkehren zu können . . . Und überdies iſt Violette ſo ſchön! ich glaube faſt, daß ich ſie liebe; gewiß weiß ich's nicht, aber es könnte wohl ſeyn. Es iſt die Wahrheit, daß ſie die kleine Zizi in den Schatten ſtellen würde; ſie iſt zehnmal, hundertmal reizender und liebenswürdiger als Zizi . . . Wie wär's, wenn ich ihr riethe zum Theater zu gehen? ſie würde Furore machen und ich würde ihr ſehr leicht ein Engagement verſchaffen. Ich gebe ihr Lectionen und guten Rath . . . Wahrhaftig, meine Idee iſt ſehr gut. Ich werde nächſtens ein Vaudeville darüber machen . . . Violette wird dieſen Antrag mit Freude annehmen; die Hoffnung, auf der Bühne zu glänzen, das Vergnügen in mehren fremden Coſtümen zu erſcheinen, hat viel Anlockendes für ein junges Mädchen. Sie muß gefall-

Digitized by Google

ſüchtig ſeyn, wie alle Andern, ſie wäre ja ſonſt kein Frauenzimmer! Sie wird nachgeben und ich werde triumphiren ... Es iſt ja nichts Unerhörtes, daß ein Blumenmädchen Schauſpielerin wird, man hat Beiſpiele von großen Talenten, die von noch niedrigerer Herkunft waren ... und die Schönheit beſeitigt ja alle Schwierigkeiten. Es wird ſehr leicht gehen... Auf jeden Fall mache ich ein Stück darüber.«

Mit dieſem Vorſatz begab ſich Jéricourt am andern Morgen wieder auf den Boulevard des Château-d'Eau. Er redete ſogleich die Bouquetverkäuferin an, die dem ſo ungern fortgehenden Georget in der Ferne nachſchaute.

»Guten Morgen, mein ſchönes Kind.«

»Guten Morgen.«

»O, wie kalt und trocken Sie mir danken! Ich ſehe, daß Sie mir noch zürnen.«

»Ich? ... warum denn?«

»Wegen unſeres geſtrigen Geſprächs.«

»O, das habe ich längſt vergeſſen! Solche Dinge gehen bei mir in das eine Ohr hinein, zum andern wieder heraus, im Kopfe bleibt mir nichts davon.«

»Es wäre beſſer, wenn's in Ihrem Herzen bliebe.«

»Gott ſey Dank! mein Herz beſchäftigt ſich nicht mit ſolchen Albernheiten.«

»Violette, Sie werden nicht immer ſo reden ... Die Natur müßte denn Ihr Herz mit einem dreifachen ſtählernen Panzer umgeben haben.«

»Ich trage keinen Panzer, an meinem Corſett habe ich vollkommen genug ... Wünſchen Sie einen Blumenſtrauß, mein Herr?«

»Ich werde ſogleich eine Wahl treffen ... vor Allem

Digitized by Google

wünſche ich mit Ihnen zu reden, ich habe Ihnen ſehr viel zu ſagen.«

»Wenn Sie etwa Ihre geſtrigen Reden wiederholen wollen, ſo bemühen Sie ſich nicht; es wäre vergebens, ein Geſpräch anzufangen.«

»Sie fürchten alſo, ich würde von Liebe reden?«

»Ich fürchte es nicht, aber es langweilt mich.«

»Sie drücken ſich gar nicht zierlich aus!«

»Mein Gott! ich ſuche meine Worte nicht, ich ſage nur was ich denke.«

»Ein ſehr ſeltener Fall bei dem ſchönen Geſchlecht!«

»Wiſſen Sie wohl, daß Sie nicht höflich ſind? Sie müſſen wohl ſchon oft hintergangen worden ſeyn?«

»Das wollte ich damit nicht ſagen. Ich geſtehe es, Violette, daß ich geſtern Unrecht hatte; ich ſprach mit Ihnen, als ob ich Ihrer Liebe gewiß wäre, und Sie haben mir nicht das Recht dazu gegeben.«

»Wenn Sie Ihr Unrecht geſtehen, ſo iſt's gut und Alles iſt vergeſſen . . . Reden wir daher von andern Dingen.«

»Nicht als ob ſich meine Gefühle für Sie geändert hätten; im Gegentheil, ich liebe Sie mehr als je.«

»Mir ſcheint, Sie fangen das geſtrige Lied wieder an.«

»Nein, geſtern machte ich Ihnen Anträge, die Ihnen mißfielen.«

»Fürwahr, Sie machten mir ſchöne Anträge . . . ich ſollte mit Ihnen im Gaſthauſe ſpeiſen und mir Meubles von Ihnen ſchenken laſſen! . . . Warum heirathen Sie mich denn nicht ſogleich?«

»Das hätte auch kommen können.«

»Ja, im dreizehnten Stadtbezirk! *) Aber ich verhei-

*) Paris hat nur zwölf Stadtbezirke.

Digitized by Google

rathe mich lieber in den andern. Meubles habe ich von der Mutter Gazon geerbt . . . sie sind wohl nicht von Paliſander-holz, aber für mich ſchön genug, und ſie ſind mir lieb als Andenken an die gute Frau, von der ich ſie geerbt habe.«

»Das iſt alles ſehr lobenswerth; aber ich glaube, daß es auch nicht unrecht iſt, wenn man reich zu werden ſucht. Das iſt das Beſtreben Aller, die kein Vermögen haben, und Niemand verargt es ihnen.«

»Reich werden! . . . Es iſt allerdings nicht unangenehm, auf eine rechtſchaffene Weiſe ſein Glück zu machen . . . ſonſt iſt es beſſer, in ſeinem Winkel zu bleiben.«

»Mein Gott, ich ſage ja nicht, daß Sie aufhören ſollen, rechtſchaffen zu ſeyn. Die jungen Mädchen ſind recht ſonderbar, ſie glauben immer, man wolle ſie zum Böſen verleiten.«

»O, man kennt die ſchönen Herren ſchon! Geſtern machten Sie mir gewiß nicht den Antrag, Roſenmädchen zu werden.«

»Hören Sie, Violette, ich will Ihnen meinen Plan ſagen . . . Sie ſind gewiß zuweilen im Theater geweſen?«

»O ja, ziemlich oft.«

»Und es hat Ihnen gefallen?«

»Das will ich meinen. Wenn ich reich wäre, würde ich recht oft ins Theater gehen.«

»Und was denken Sie von den Schauſpielerinnen? Finden Sie nicht, daß es ein Glück iſt, vor dem Publicum zu erſcheinen, applaudirt zu werden, ſich in den verſchiedenſten Coſtümen zu zeigen, von Tauſenden bewundert zu werden?«

»Ja, das iſt recht ſchön, wenn man Talent hat. Ich habe einige Damen geſehen, die ſo gut ſpielten, daß man

Digitized by Google

nicht müde wurde, ihnen zuzuhören; Andere dagegen spielten so schlecht, daß das Publicum murrte, und in Augenblicken, wo sie Thränen erpressen wollten, laut lachte. Ich habe sehr hübsche gesehen, aber es gibt auch recht häßliche . . . und diese werden nicht schön, trotz aller Eleganz und Schminke . . . Aber warum sagen Sie mir das?«

»Weil es nur von Ihnen abhängt, Violette, zum Theater zu gehen. Es ist eine schöne Laufbahn, die sich Ihnen eröffnet, und ich zweifle gar nicht, daß Sie berühmt und reich werden.«

»Ich — eine Schauspielerin! — Sie wollen mich wieder foppen, mein Herr.«

»Nein, es ist mein völliger Ernst . . . Hören Sie mich an: ich bin Theaterdichter, die Bühne ist daher mein Beruf, oder vielmehr mein beständiges Studium; Sie werden daher nicht läugnen, daß ich die Sache verstehe. Sie besitzen alle Eigenschaften, mit denen eine Schauspielerin ihr Glück machen kann. Sie sind schön gewachsen, nicht zu groß, nicht zu klein, Ihr Gesicht ist edel und ausdrucksvoll . . . O, ich schmeichle nicht, Sie müssen ja ohnedies wissen, daß Sie hübsch sind, man sagt es Ihnen oft genug . . . Ihr Organ ist klangreich, Ihre Stimme hat Metall, für Ihre Ausbildung in der Declamation und Action werde ich sorgen; kurz, Sie werden Furore machen. Ein angemessenes Engagement und die Erlaubniß zum Debutiren werde ich Ihnen verschaffen; noch mehr, ich werde in meinem ersten Stücke eine Rolle für Sie schreiben, eine schöne Rolle . . . und für meinen Eifer, für meine Mühe, für meine Lectionen verlange ich nichts von Ihnen . . . als ein wenig Dankbarkeit, wenn Sie erst eine

Digitized by Google

berühmte Schauſpielerin geworden ſind . . . Sagen Sie, iſt Alles dies nicht beſſer, als Blumen verkaufen?«

»Iſt das Alles was Sie heute von mir kaufen?«

»Sie antworten ja nicht auf meinen Antrag, Violette. Sehen Sie denn nicht ein, daß ich Ihnen eine glänzende Zukunft mit allen Freuden und Genüſſen des Lebens anbiete, und daß Sie dabei ſittſam und tugendhaft bleiben können?«

»Ich danke Ihnen, mein Herr, Alles dies lockt mich nicht. Es macht mir Vergnügen, Andere ſpielen zu ſehen, aber ich bekomme keine Luſt, ſelbſt zu ſpielen . . . Meine Blumen ſind mir lieber als Ihre Couliſſen.«

»Es iſt nicht möglich, Violette, daß Sie meinen Antrag zurückweiſen können; ich ſage Ihnen ja, daß ich alle Schwierigkeiten beſeitigen werde.«

»Kaufen Sie doch dieſen Blumenſtrauß. Sehen Sie, wie hübſch er iſt . . . und welch ein Geruch! Ich wette, daß es in Ihren Couliſſen nicht ſo gut riecht.«

»Violette, dies iſt gewiß nicht Ihr letztes Wort. Sie werden ſich's überlegen und annehmen.«

»O, ich habe mir's ſchon überlegt; ich entſchließe mich kurz, ich weiß ſogleich was mir gefällt . . . ich habe durchaus keine Luſt zum Theater.«

»Ich ſage Ihnen ja . . .«

»Geben Sie ſich keine Mühe mehr, Sie würden Ihre Worte verlieren, und das wäre Schade, denn Wortemachen iſt ja Ihr Geſchäft.«

Jéricourt iſt ſo verdrießlich und verblüfft über die Zurückweiſung ſeines Antrags, daß er dem Blumenmädchen nichts mehr zu antworten weiß.

In dieſem Augenblicke fühlt er ſeinen Arm berührt und eine bekannte Stimme redet ihn an:

Digitized by Google

»Guten Morgen, Herr Jéricourt, ich habe Sie von hinten an Ihrem Stocke erkannt; ich dachte: Ei, das ist ja der Stock meines Nachbars . . . Wie geht's?«

Jéricourt sieht sich um und befindet sich vor dem kleinen Menschen, der so schauderhaft schielt, den wir bereits in Begleitung seiner Mutter und seiner Schwester auf dem Blumenmarkte gesehen haben. Kurz, es ist Astianax Glumeau, dessen Zimmer über der Wohnung seiner Eltern und neben Jéricourt's Wohnung ist.

»Ah, Sie sind's, junger Mann!« sagte der Theaterdichter mit einer Gönnermiene und reichte dem kleinen Astianax einen Finger. Monsieur Glumeau fühlte sich durch diese Herablassung sehr geehrt, denn ein Mann, der Theaterstücke macht, war in seinen Augen ein Halbgott. »Was machen Sie hier, kleiner Tausendsasa? Sie wollen vermuthlich für eine Schöne einen Strauß kaufen?«

»Was fällt Ihnen ein, Herr Jéricourt . . . das würde ich mir nicht erlauben; ich bin noch zu jung . . . die Lust fehlt mir freilich nicht . . .«

»Wie alt sind Sie denn?«

»Neunzehn Jahre.«

»In dem Alter hatte ich schon fünfzig galante Abenteuer bestanden.«

»Ja, mit Ihnen ist es etwas Anderes, Sie sind ein Schriftsteller . . . Sie waren nicht schüchtern.«

»Ich bin's nie gewesen . . . nichts ist verderblicher für einen Mann, als Schüchternheit. Diesen Fehler müssen Sie ablegen.«

»Papa und Mama sind dieser Meinung nicht; sie wollen mich am Riemen führen wie einen Pudel; meine Schwester mögen sie gängeln, das lasse ich gelten, sie ist ein Mäd-

Digitized by Google

chen; aber ich . . . Ja, Sie haben Recht, es gibt nichts Alberneres als ein ſchüchterner Mann . . . aber ich will's nicht mehr ſeyn, ich fühle mich ſogar geneigt, Aufſehen zu machen . . . Sie wollen Blumen kaufen, Herr Jéricourt?«

»Ja . . . vorläufig habe ich Muſterung gehalten, ich habe noch keine Wahl getroffen.«

Der kleine Aſtianar tritt ganz nahe an ſeinen Nachbar hin und flüſtert ihm ins Ohr:

»Das Blumenmädchen iſt ſehr hübſch.«

»Finden Sie das? . . . Es kommt auf den Geſchmack an.«

»Sagen Sie doch das nicht, es iſt ja ſonnenklar . . . Ich habe ſie geſtern bemerkt; ich kam mit Mama und meiner Schweſter hierher, um Blumen zu kaufen, weil Papa's Namenstag war . . . ich kaufte nichts, ich habe ihm einen Mandelkuchen geſchenkt.«

»Das iſt ein ſehr hübſches Angebinde!«

»Aber heute will ich ihm Blumen ſchenken . . . und bin wieder hieher gekommen; denn ich habe die ganze Nacht von dem hübſchen Blumenmädchen geträumt.«

»Wirklich!«

»Ja, ja . . . ich war Paſcha und ſie Sclavin.«

Jéricourt erwiedert ſehr laut, indem er ſich an Violette wendet:

»Dieſer junge Mann hat die ganze Nacht von Ihnen geträumt, nachdem er Sie geſtern im Vorübergehen bemerkt hatte.«

Der junge Aſtianar erröthet bis über die Ohren und zieht Jéricourt am Paletot.

»Wie indiscret!« flüſtert er ihm zu; »ich werde Ih-

Digitized by Google

nen nichts mehr ſagen . . . Sie machen mich ganz verlegen.«

»Fürchten Sie ſich doch nicht! Ich leiſte Ihnen ja nützliche Dienſte. Sie lieben Violette und ich ſage es ihr; wer weiß? Sie ſind vielleicht glücklicher als Andere . . . um ſo mehr, da Sie alles haben was einen glücklichen Erfolg ſichern kann.«

Jéricourt ſprach dieſe letzten Worte in ſo ſpottendem Tone, daß jeder Andere als Aſtianax eine Beleidigung darin gefunden haben würde; aber der junge Mann nimmt ſie für Wahrheit, er lächelt und zieht den Mund zum Pique-Aß zuſammen, während ſeine Augen rechts und links Raketen ſchießen.

Violette hat ihre Lachluſt mit Mühe unterdrückt; ſie ſtellt ihre Blumen in maleriſchen Gruppen auf und ſagt:

»Belieben Sie zu wählen, mein Herr . . . Hier iſt ein ſehr hübſcher Blumenſtrauß, und da dieſer Herr ihn nicht nimmt . . .«

»Ja, aber Sie müſſen mir einen Strauß machen, ich will Ihnen erklären, aus welchen Blumen er beſtehen ſoll: Ich will Heliotrop, das iſt die Blume der geiſtreichen Leute . . . dann eine Myrthe, das Sinnbild der Zärtlichkeit und Zuneigung . . . in der Mitte eine Tulpe, die ein biederes Herz, einen tugendhaften Wandel andeutet.«

»Wie! lieber Aſtianax, die Tulpe bedeutet Alles dies?« erwiedert Jéricourt lachend. »Das hätte ich nicht geglaubt! . . . Sie ſind in der Blumenſprache ſehr bewandert; ſagen Sie weiter, was brauchen Sie noch?«

»Einige rothe Nelken, wodurch man andeutet, daß man nöthigenfalls für den Gegenſtand ſeiner Zuneigung kämpfen würde . . . es verſteht ſich, daß ich dies auf mich beziehe . . .

Digitized by Google

dann eine Päonie und Immortellen, die verſprechen Kraft und Geſundheit und mein Vater, der immer krank zu ſeyn glaubt, wird ſich darüber freuen; er hat dieſen Morgen ſchon eine Flaſche Limonade getrunken . . . Sie wiſſen, purgirende Limonade . . . Alles dies mit Stiefmütterchen umgeben, gibt einen bedeutungsvollen Strauß, ein wahres Selam.«

»Bravo, junger Mann! mit ſolchen Blumenſträußen werden Sie bei den Damen ſchnell Ihr Glück machen.«

»Dieſer iſt für Papa beſtimmt, aber ſpäter hoffe ich...«

»Es thut mir leid,« ſagt Violette, »aber den Strauß, den Sie wünſchen, kann ich nicht machen; ich habe keine rothen Nelken, die in dieſer Jahreszeit ſchwer zu bekommen ſind; ich habe keine Myrthen, keine Päonien . . .«

»Das iſt fatal! Ich würde indeß ungern zu einer Andern gehen, denn ich möchte Ihnen meine Kundſchaft zuwenden.«

»Die Blumen, welche Sie wünſchen, werden Sie gewiß nirgends finden. Nehmen Sie den Strauß, den ich dieſem Herrn angeboten habe, lauter Roſen und Veilchen . . . ſehen Sie, wie ſchön! es iſt mein letzter, und ich habe keine Blumen mehr, um einen gleichen zu machen.«

»Der Strauß iſt ſehr hübſch, aber er entſpricht meinem Zwecke nicht, es iſt kein Selam.«

»Sehen Sie nur die ſchönen Roſen, die friſchen Knoſpen! Jedermann wird dieſen Strauß wunderhübſch finden.«

»Das glaube ich auch; der Strauß iſt ſo hübſch wie die Verkäuferin, und das will viel ſagen!«

Dieſe letzten Worte ſagt ein eleganter, nicht mehr junger Herr, der ſich durch Haltung und Benehmen, ſelbſt durch ſein Lächeln als ein Mann von Stande zu erkennen gibt.

Digitized by Google

Die Geſichtszüge dieſes Mannes ſind fein und regelmäßig, aber welk und ſchlaff; der untere Rand der Augen iſt aufgedunſen, Stirn und Wangen mit Runzeln bedeckt. Kurz, es ſind nur noch wenige Spuren der frühern Jugendfriſche zu bemerken, aber er ſieht noch ſehr ſtattlich aus, ſein Auge iſt geiſtvoll, ſein Ton etwas keck und ſatyriſch.

Dieſer vornehme Herr ſtützt ſich auf ein elegantes ſpaniſches Rohr und hält in der linken Hand eine Lorgnette, durch die er Violette beäugelt. Er war vor den geſchmackvoll gruppirten Blumen ſtehen geblieben und hatte die letzten Worte der ſchönen Bouquetverkäuferin gehört; dann ſagte er, die letztere immerfort betrachtend, wie mit ſich ſelbſt redend:

»Welche auffallende Aehnlichkeit . . . ich weiß nicht mit wem . . . aber ich kenne ein Geſicht wie dieſes.«

Jéricourt und der kleine Aſtianax ſind ganz erſtaunt, als der fremde Herr dem Blumenmädchen den Strauß aus der Hand nimmt und fragt:

»Wie viel koſtet der Strauß?«

»Drei Franken.«

»Drei Franken! das iſt ja ſpottwohlfeil; die Blumen ſcheinen auf dieſem Markte nicht theuer zu ſeyn . . . Ich nehme ihn. Hier, mein ſchönes Kind, machen Sie ſich bezahlt.«

Der fremde Herr reicht der Verkäuferin ein Fünffrankenſtück; aber der kleine Aſtianax macht ſich auf den Fußſpitzen lang und entgegnet:

»Mein Herr, ich hatte vor Ihnen um dieſen Blumenſtrauß gehandelt, und ich kaufe ihn . . . Sie können ihn nicht kaufen!«

Der fremde Herr wirft einen kalten, ſpöttiſchen Blick auf den kleinen Menſchen und ohne ihn einer Antwort zu würdigen, ſagt er zu Violette:

Digitized by Google

»Nehmen Sie doch, mein Kind . . .«

Jéricourt hält es nun für angemeſſen, ſich darein zu miſchen. Er tritt zwiſchen Aſtianax und den fremden Herrn, wirft ſich in die Bruſt und ſagt zu letzterem:

»Ich habe zuerſt um dieſen Blumenſtrauß gehandelt, die Verkäuferin hat daher nicht das Recht, ihn an Andere zu überlaſſen, denn ich zahle den Preis, den ſie dafür verlangt . . . Ich erſuche Sie daher, mein Herr, mir den Strauß zu geben.«

Der ältliche Herr richtet ſeine Lorgnette auf den Vaudevillefabrikanten, betrachtet ihn eine kleine Weile mit ſarkaſtiſchem Lächeln und erwiedert:

»Als ich in Ihren Jahren war, ließ ich mir nie nehmen, was ich in der Hand hatte, und dieſe Gewohnheit habe ich beibehalten . . . verſtehen Sie mich?«

Der zuverſichtliche, ironiſche Ton, mit welchem der ältliche Herr antwortet, macht den Theaterdichter ganz verblüfft; der kleine Aſtianax hingegen fühlt ſich ſehr beleidigt, daß man gar keine Notiz von ihm nimmt und ihn wie ein Kind behandelt; er tritt vor den Herrn hin, ſchaut ihn an ſo gut wie er kann und ſagt mit kreiſchender Stimme:

»Ich weiß nicht, mein Herr, warum Sie mir nicht geantwortet haben. Ich laſſe nicht mit mir ſpaßen und mich nicht wie ein Kind behandeln . . . ich habe Muth! . . .«

»So, Sie haben Muth, mein Lieber!« antwortet der ältliche Herr, indem er ſeine Augengläſer auf Aſtianax richtet. »Ich gratulire, es kann Ihnen von Nutzen ſeyn, wenn Sie groß ſind.«

»Wie, wenn ich groß bin! Ich bin neunzehn Jahre alt, und in dieſem Alter fürchtet man ſich vor keinem Menſchen.«

Digitized by Google

»Sie ſind neunzehn Jahre alt, Sie ſcherzen, das iſt nicht möglich . . . neun Jahre, wollen Sie ſagen!«

Der kleine Aſtianax ſtampft vor Zorn mit dem Fuße und ſcheint auf den Herrn, der ihn immerfort durch die Lorgnette betrachtet und ſich bei dieſer Muſterung ſogar ein ſatyriſches Lächeln erlaubt, losſtürzen zu wollen. Violette iſt aufgeſtanden, um ihn zurückzuhalten und Jéricourt, den dieſer Wortwechſel zu unterhalten ſcheint, iſt neugierig, was daraus werden wird . . . da ändert ſich auf einmal die Scene ſo ſchnell wie im Operntheater, wenn die Pfeife des Maſchiniſten ertönt.

Aber auf dem Boulevard iſt Chicotin Patatras noch, der Maſchiniſt.

Georgets Freund ſchlenderte ſchon eine Zeit lang in den Umgebungen des Château-d'eau umher. Um das von geſtern noch übrige Geld zu verthun, hatte er ungewöhnlich gut gefrühſtückt und befand ſich daher in einer ſehr unternehmenden Stimmung. Kaum war er auf dem Boulevard erſchienen, ſo bemerkte er mehre Herren vor Violettens Blumenausſtellung und erkannte in Jéricourt ſogleich den Mann, auf welchen der Angriff von geſtern berechnet geweſen war.

»Warum,« ſagte er zu ſich, »warum ſollte ich heute nicht thun was ich geſtern verfehlt habe, mein kleiner Georget kann den Zierbengel nicht leiden; wenn ich ihm eins verſetze, thue ich meinem Freunde einen Gefallen, und zugleich mache ich mir einen Spaß . . . Alſo friſch darauf, wenn nur Chopard da wäre . . . Ich weiß ſchon, wie ichs machen will: ich nehme dem Kutſcher dort ſeinen wachsleinwandenen Hut weg; er läuft mir natürlich nach, und ich ſtürze mich Hals über Kopf zwiſchen die Beine des Stutzers.«

Chicotin brachte dieſen Plan ſogleich in Ausführung.

Digitized by Google

Der aus ſeinen philoſophiſchen Betrachtungen aufgeſchreckte Kutſcher verfolgte ſchreiend und ſchimpfend den großen Gamin, der ihm den Hut genommen hatte. Chicotin, der einen Vorſprung hatte, rannte zwiſchen die Beine eines vor Violettens Bude ſtehenden Herrn, der zu Boden fiel, während die Andern raſch auf die Seite traten. Aber auch dieſes Mal hatte Chicotin den rechten Mann verfehlt: der Niedergeworfene war der kleine Aſtianax.

»Mein Gott,« ſagte Jéricourt, ſich zornig entfernend, »es iſt nicht möglich, hier ungeſtört zu verweilen . . . Sie ſind ſehr höflich gegen Ihre Kundſchaften, Mademoiſelle Violette, und zumal die Wahl Ihres Cavaliers macht Ihnen große Ehre! Man muß in der That Ihren Geſchmack loben, wenn Sie um ſeinetwillen Blumenmädchen bleiben.«

»Was ſagt der ſpindelbeinige Dandy?« rief Chicotin, indem er aufſtand und dem Kutſcher ſeinen Hut zuwarf; »ich habe ihn nicht recht verſtanden.«

»Ich weiß nicht was der Herr ſagt,« erwiederte Violette ernſt verweiſend; »ich weiß aber, daß Sie den Perſonen, die hier ſtehen bleiben, zwei Tage nach einander einen und denſelben Streich ſpielen. Es darf nicht wieder geſchehen, Chicotin, ſonſt werde ich mich darüber beſchweren.«

Während dieſes Wortwechſels iſt Aſtianax mit einer Beule an der Stirn aufgeſtanden. Bei näherer Unterſuchung fand ſich, daß ſeine Beinkleider an beiden Knieen zerriſſen waren; denn der Jüngling trug Strupfen, und der ſtark geſpannte Stoff konnte einer ſo gewaltſamen Erſchütterung nicht widerſtehen.

Die Wunden ſeiner Hoſen ſcheinen ihn mehr zu ſchmerzen als die Verletzung an der Stirn. »Ich trage ſie heute erſt zum zweiten Male!« ſagt er mit einem tiefen Seufzer, und

Digitized by Google

ohne an den Blumenſtrauß und den Streit weiter zu denken, entfernt er ſich eilends.

Der ältliche Herr hatte unterdeſſen den Blumenſtrauß in der Hand behalten und ſtützte ſich immerfort auf ſein ſpaniſches Rohr.

»Dieſen Blumenſtrauß wird man mir nicht mehr ſtreitig machen!« ſagt er endlich. »Meine beiden Concurrenten haben das Feld geräumt. Der Platz ſcheint gefährlich zu ſeyn, wenn man jenem Herrn glauben darf . . . Iſt es wahr, Du Schlingel, daß Du die Kunden dieſes jungen Mädchens zu Boden wirfſt?«

»O nein, gnädiger Herr, es iſt nur Spaß!« antwortet Chicotin lachend. »Aber ich habe Unglück: ich treffe nie den rechten.«

»Hatteſt Du es etwa auf mich abgeſehen?«

»O nein, wie könnte ich mir das erlauben!«

»Ich leide an der Gicht; ein Fall hätte für mich gefährlicher werden können, als für den kleinen Menſchen, der die Burzelbäume noch nicht verlernt haben muß.«

»Ach! gnädiger Herr, wenn ich das Unglück gehabt hätte . . . ich würde mir's nie verziehen haben . . . aber ich würde Sie aufgehoben haben.«

»Das wäre ſehr großmüthig von Dir geweſen! es iſt mir indeß lieber, daß Du mich nicht aufgehoben haſt. Du ſcheinſt mir ein Erzſchelm zu ſeyn; aber ſolche muthwillige Burſche haſſe ich gerade nicht.«

»Ew. Gnaden verſtehen ſich darauf.«

»Willſt Du mit mir kommen? ich will Dir eine Beſtellung geben.«

»Sehr gern, gnädiger Herr. Es wird Ihnen nicht leid

Digitized by Google

ſeyn, mich gewählt zu haben . . . ich bin flink auf den Füßen, und im Umſehen iſt eine Beſtellung gemacht.«

»Gut, wenn ich mit Dir zufrieden bin, werde ich Dir mehr zu thun geben . . . Wie heißeſt Du?«

»Chicotin . . . aber gemeiniglich nennt man mich Patatras, weil ich . . .«

»Parbleu! ich kann mir denken, woher Du dieſen Beinamen bekommen haſt! wenn Du immer die Leute über den Haufen wirfſt . . . Aber dieſe hübſche Blumenhändlerin beklagt ſich, daß Du ihre Kunden ſo behandelſt, und ſie hat Recht.«

»Denken Sie ſich,« ſagte Violette, »es iſt ſeit geſtern ſchon das zweite Mal . . .«

»Es ſoll nicht wieder geſchehen, Mamſell Violette.«

»Das Mädchen iſt wirklich hübſch!« ſagte der ältliche Herr für ſich; »ich kann mich nicht entſinnen, wem ſie ähnlich iſt . . .« Dann wendet er ſich zu Chicotin und ſagt zu ihm: »Folge mir!«

Er entfernt ſich, auf ſeinen Stock geſtützt und mit dem linken Fuße vorſichtig auftretend, ſo daß er nicht ſchnell gehen kann.

Chicotin geht mit ihm; er geht einige Schritte ſehr raſch, dann bleibt er hinter ihm ſtehen und dreht ſich einige Male im Kreiſe herum oder treibt andere Poſſen.

»Wenn das ſo fortgeht,« ſagt er, »können wir's mit der Eiſenbahn nicht aufnehmen.«

Digitized by Google

X.

Ein Familienkreis.

In einem sehr schönen Salon am Boulevard Beaumarchais, in einem der erst vor kurzem gebauten eleganten Häuser, die einen der angenehmsten Stadttheile von Paris bilden, befanden sich drei Personen: Herr Glumeau mit Frau und Tochter.

Wir kennen Mutter und Tochter. Herr Glumeau, vormaliger Waarenmäkler, ist ein Mann von fünfzig Jahren und mittlerer Größe. Er ist nie ein hübscher Mann gewesen, mochte aber in jüngeren Jahren mit seinen blonden Haaren, fayenceblauen Augen (die manchen Leuten sehr gefallen) und zumal wegen seines schlanken Wuchses und kleinen Fußes bei dem schönen Geschlecht nicht übel gelitten gewesen seyn. Er ist nicht dick geworden, wie seine Ehehälfte, sondern hat, zumal von hinten gesehen, eine jugendliche Gestalt behalten; sein Gesicht ist außerordentlich verwittert, aber seine Augen sind noch immer fayenceblau, und das vormalige blonde Haar ist durch eine Perrücke von gleicher Farbe ersetzt.

Wahrscheinlich würden Glumeau's Gesichtszüge keine so schnelle Verwüstung erlitten haben, wenn er nicht unaufhörlich an sich gequacksalbert, bei der kleinsten Unpäßlichkeit eine strenge Diät beobachtet und Arznei genommen hätte. Die Furcht vor einer Krankheit quälte ihn unaufhörlich, und durch zu ängstliche Pflege seiner Gesundheit verdarb er sie.

Digitized by Google

Seine gewöhnliche Lectüre war die vierte Seite der Zeitungen; er notirte alle von den Erfindern angekündigten und angepriesenen Heilmittel; oft kaufte er sie, ohne die Krankheit zu haben, die dadurch geheilt werden sollte; aber Glumeau war vorsichtig, er dachte: wenn ich diese Krankheit bekomme, habe ich das Heilmittel bei der Hand.

Mit dieser im häuslichen Kreise keineswegs angenehmen Geistesschwäche verband der vormalige Mäkler die Sucht, im Gespräch zu glänzen: er haschte beständig nach Witzen und geistreichen Einfällen; aber da er keine fand, so blieb er oft stecken, wodurch seine Rede allen Zusammenhang verlor. Er war in frühern Jahren ein zierlicher Tänzer gewesen, und er tanzte noch gern, weil er dabei seinen Fuß, auf den er sehr stolz war, recht gemächlich zeigen konnte.

Nachdem er sich mit einem hübschen Vermögen, das nachmals noch durch eine Erbschaft vermehrt wurde, von den Geschäften zurückgezogen, hatte er zu Nogent an der Marne ein Landhaus gekauft. Dort ließ er in seinem Garten ein kleines Theater bauen, wo sich seine Familie und seine Freunde in der schönen Jahreszeit den Genuß des Schauspiels bereiteten, indem sie abwechselnd handelnde Personen oder Zuschauer waren. Glumeau empfing gern Besuch; in Gesellschaft vergaß er seine eingebildeten Krankheiten; und da seine Frau und seine Kinder ebenfalls die Unterhaltungen sehr liebten, so gehörte das Haus des vormaligen Mäklers zu denen, wo man fast immer gewiß seyn kann, einige angenehme Stunden zu verleben. Die steife Etikette war verbannt, Jedermann hatte das Recht zu thun was ihm beliebte. Die Gesellschaft war zuweilen wohl etwas gemischt, aber dies wurde durch die Menge der Gäste wieder gut gemacht. In diesem Augenblick hat der Herr vom Hause eine Tasse Thee vor sich,

Digitized by Google

in die er Citronenſaft drückt, weil er Morgens beim Erwachen einen bittern Geſchmack im Munde gehabt hat.

»Ich glaube, dieſes Getränk wird mir wohlthun,« ſagt Glumeau, indem er langſam den Thee ſchlürft; »Citronenſaft im Thee vertreibt die Galle.«

»Aber warum willſt Du durchaus zu viel Galle haben?« fragt Madame Glumeau; »Du ſiehſt ja ſehr gut aus, deine Geſichtsfarbe iſt gar nicht gelb.«

»Das iſt noch die Frage! Neben der Naſe bin ich etwas gelb, und ich will nicht warten, bis ich wie eine Quitte ausſehe, bevor ich ein Abführmittel nehme . . .«

»Du willſt noch mehr abführen? das fehlte noch: Du haſt ja ſeit vierzehn Tagen Seidlitzwaſſer getrunken!«

»Das beweiſt gar nichts; ich nehme noch mehr, wenn's nöthig iſt.«

Madame Glumeau zuckt die Achſeln und erwiedert: »Eduard, Du machſt Dich mit aller Arznei noch krank!«

»Nein, mein Kind, durch Vorſicht macht man ſich nicht krank, man beugt vielen Krankheiten dadurch vor.«

»Du weißt, daß wir heute Gäſte haben . . . Du wirſt doch nicht jetzt Arznei nehmen wollen?«

»Von Arznei iſt heute keine Rede; aber ſieh . . . ſoeben las ich in der Zeitung die Ankündigung einer koſtbaren Erfindung . . .«

»Etwa ein Mittel gegen die Kartoffelkrankheit? das wäre fürwahr eine nützliche Erfindung . . .«

»Laß mich in Ruhe mit deinen Kartoffeln! ich eſſe ſie nicht . . . Nein, es handelt ſich um ein untrügliches Mittel gegen den Stein . . .«

»Du leideſt ja nicht am Stein!«

Digitized by Google

»Gott ſey Dank! nein, aber ich könnte dieſe Krankheit bekommen . . .«

»Welch ein Unglück, ſich vor allen Krankheiten zu fürchten!«

»Ich fürchte mich nicht, ich treffe nur Vorkehrungen . . . das iſt keine Furcht, ſondern kluge Vorſicht.«

»Ach Gott! es müßte unterhaltend ſeyn, wenn alle Menſchen Dir ähnlich wären!«

»Wie meinſt Du das, Lolotte?«

»Ich meine, man glaubt zuletzt alle Krankheiten zu haben, wenn man ſich immer damit beſchäftigt . . . man kann in Geſellſchaft nicht vergnügt ſeyn.«

»Si vis pacem, para bellum,« erwiederte Glumeau ſalbungsvoll.

»Was heißt das?«

»Wenn Du den Frieden willſt, ſo rüſte Dich wie zum Kriege.«

»Aber welche Beziehung hat das zu dem Citronenſaft in deinem Thee?«

»Es bedeutet auch: wenn Du Dich wohl befinden willſt, ſo pflege Dich, als ob Du krank wäreſt.«

»O, das glaube ich nicht. Sieh mich an: es fällt mir gar nicht ein, Arznei zu nehmen.«

»Du wirſt zu dick, Lolotte: wenn Du weißen Senfſamen genommen hätteſt, würdeſt Du magerer geworden ſeyn.«

»Ich danke ſchön, ich wäre dann vielleicht wie eine Latte geworden, und ich will lieber bleiben wie ich bin. Ich bin doch nicht ſo unerhört dick.«

»Das nicht, aber Du haſt keine Taille mehr.«

Digitized by Google

»Ich habe keine Taille mehr! . . . ich glaube fürwahr, Du ſiehſt nicht gut.«

»Wie! warum ſagſt Du das? Sind meine Augen etwa roth? Scherz bei Seite, Lolotte: ſind meine Augen entzündet?«

»Mein Gott! ich ſoll keine Taille mehr haben! . . Alle Männer denken nicht wie Du, und wenn ich alle Schmeicheleien und zärtlichen Reden anhören wollte . . .«

»Lolotte, bedenke daß deine Tochter da iſt! . . . Colinde ſieh meine Augen an, mich dünkt ich fühle ein Stechen, ein Prickeln.«

Colinde las eben ein Theaterſtück, und ſtatt ihrem Vater zu antworten, ruft ſie:

»Papa, wir müſſen den »gefährlichen Wald« aufführen! ich mache die ſchöne Caca . . . die ſchöne Camilla!«

»Ja, mein Kind, es iſt ſchon beſchloſſen, daß dieſes Stück gegeben werden ſoll,« ſagte Madame Glumeau; »es kommen ja heute die Perſonen, die in dem erſten Stücke ſpielen ſollen, um die Rollen zu vertheilen und einzuſtudiren, bevor wir auf's Land gehen. Aber das andere Stück iſt noch nicht gewählt; wir brauchen ein recht luſtiges Vaudeville . . .«

Ach! Mama . . . »Eſtelle, oder Vater und Tochter?«

»Nennſt Du denn das ein luſtiges Vaudeville? Liebes Kind, wenn man zur Unterhaltung Komödie ſpielt, muß man nicht Thränen erpreſſen wollen; der Zweck eines Hausheaters iſt ja Erheiterung. Ihr ſpielt alle ſehr ſchlecht; aber das thut nichts, je ſchlechter Ihr ſpielt, deſto mehr wird über Euch gelacht; es wäre ſehr langweilig, wenn Ihr gut ſpieltet.«

Digitized by Google

»Ach, Mama, wie behandelst Du uns! Du . . . Du spielst nicht mit.«

»Wenn ich spielte, würde ich mir Mühe geben, komisch zu seyn; aber ich würde meine Rollen lernen und Ihr lernt eure Rollen nie.«

Während dieses Gesprächs zwischen Mutter und Tochter ist Glumeau aufgestanden und vor einen Spiegel getreten, und er betrachtet seine Augen so lange und so aufmerksam, daß er am Ende nicht mehr recht sieht. Dann geht er im Salon auf und ab und sagt mit sehr bemerkbarer Unruhe: »Ich werde mir eine Augensalbe machen lassen . . . ich muß ein Recept haben.«

»Aber Du hast ja gar keine Augenkrankheit!« entgegnete Madame Glumeau ungeduldig; »Du willst Dich wohl blind machen? Nimm sogleich einige Tropfen Lebenselixir und mach' ein Ende.«

»Die Idee ist nicht übel.«

»Ja wohl, damit Dir's gehe wie deinem Freund Boutelet. Er hatte in sechs Monaten ich weiß nicht wie viele Flaschen Lebenselixir verschluckt, und was war die Folge davon? er ist gestorben!«

»Er wäre vielleicht sechs Monate früher gestorben, wenn er kein Elixir genommen hätte.«

»Schon drei Uhr vorüber und Astianax ist noch nicht zu Hause,« sagte die große Colinde. »Es ist gar nicht schön von meinem Bruder, er sollte uns eine Sammlung von Theaterstücken bringen . . .«

»Mich dünkt, sein Nachbar Jéricourt, der junge Theaterdichter im vierten Stock, sollte deinem Bruder Stücke leihen?«

»Ja, Mama.«

Digitized by Google

»Der junge Mann gefällt mir; wir ſollten ihn einladen aufs Land zu unſerm Haustheater zu kommen, nicht wahr, Eduard?«

»Ich habe nichts dagegen; iſt er nicht auch Journaliſt?«

»Ich glaube nicht.«

»Das iſt ſchade; wir ſollten einige Journaliſten an der Hand haben, ſie haben ſehr ausgebreitete Bekanntſchaften und ſchreiben Artikel über alles was ſie ſehen: ſie würden vielleicht über mich ſchreiben, ich würde mich gedruckt ſehen und das wäre ſehr hübſch . . . Wen haben wir denn heute zu Tiſche?«

»Du mußt es ja ſo gut wiſſen wie ich, lieber Eduard.«

»O weh! ich glaube, ich habe Leibſchmerzen . . .«

»Nun, das fehlte auch noch!«

»Nein, es iſt nichts, es vergeht wieder . . . es war nur eine ſchiefe Haltung.«

»Wir erwarten zum Diner Herrn und Madame Dufournelle; Letztere wünſcht zu ſpielen . . . ich glaube, ſie wird auf der Bühne ſehr verlegen ſeyn; aber das iſt ihre Sache.«

»Sie iſt recht hübſch und intereſſant; ich glaube, daß ſie gefallen wird.«

»Ja, ſo ſind die Männer! Du fandeſt dieſe Dame hübſch, weil ſie immer lacht und cokettirt. Sie treibt zuweilen ſogar unanſtändige Neckereien.«

»Wo haſt Du das geſehen, Lolotte?«

»Ich habe es mehr als einmal geſehen, und bei uns auf dem Lande. Sie forderte Dich auf, ihr nachzulaufen und ſie einzuholen. Du ließeſt Dir das nicht zweimal ſagen und liefeſt wie ein Hirſch . . . Dann verſchwandet ihr Beide hin-

Digitized by Google

ter der Hagebuchenhecke . . . Damals hatteſt Du gewiß keine Leibſchmerzen.«

»Lolotte, Du ſagſt da Dinge . . . Bedenke, daß unſere Tochter hier iſt.«

»Meine Tochter wird bald heirathen,« erwiederte Madame Glumeau, »und es iſt recht gut, wenn ſie vorher mit allen Ränken und Tücken der Männer bekannt wird. Ueberdies iſt die Coketterie der Madame Dufournelle ſehr auffallend, nur ihr Mann hält es für Lebhaftigkeit und Feuer. Der arme Tropf! wenn er nur ſeine Partie Billard machen kann, iſt ihm alles Uebrige gleichgiltig.«

»Er iſt nicht eiferſüchtig, Lolotte, und er hat Recht, er gibt dadurch einen Beweis von Klugheit.«

»Glaubſt Du? Ich habe indeß ſehr kluge, geiſtreiche Männer gekannt, die eiferſüchtig waren wie Tiger. Sage lieber, daß ſeine Frau ihm gleichgiltig iſt; er iſt überdies zu dick, um für Liebe empfänglich zu ſeyn.«

»Mein Gott, wie boshaft ſeyd Ihr Weiber! Wenn man nicht eiferſüchtig iſt, ſoll die Gleichgiltigkeit daran Schuld ſeyn. Möchteſt Du denn, daß ich eiferſüchtig wäre?«

»Du, Eduard! Großer Gott, dieſe Krankheit fehlte Dir noch neben denen, die Du zu haben glaubſt.«

»Ach, wenn wir die »Bäder zu Hau . . . Hau . . . zu Hauſe ſpielten?« ſagte Colinde, die immerfort unter den Theaterſtücken ſuchte, »ich würde die Ninie ſpielen.«

»Liebes Kind, willſt Du denn in den Stücken, die geſpielt werden ſollen, alle Rollen übernehmen?« ſagte Glumeau, ſeine Füße bewundernd. »Ich glaube, es iſt genug, wenn Du eine ſpielſt; Du weißt wohl, daß Du mit deiner fehlerhaften Ausſprache die Stücke um eine Stunde in die Länge ziehſt, und Du wählſt Dir immer lange Rollen. Das

Digitized by Google

letzte Mal, als wir »Andromache« gaben, glaubte man, deine Scene mit Oreſtes würde kein Ende nehmen.«

»Weil es Ve . . . Verſe waren, Papa, die ſind ſchwerer auszuſprechen . . . aber Proſa geht vo . . . von ſelbſt.«

»Das höre ich. Aber warum in aller Welt habt Ihr ein Trauerſpiel aufgeführt?«

»Sie hatten Recht, Eduard,« ſagte Madame Glumeau, »denn ich verſichere Dich, ſie waren höchſt komiſch. Es wurde auch viel gelacht . . . Und Du ſelbſt als Pylades! Gott, wie ſchön warſt Du!«

»Lolotte, Du treibſt Alles auf die Spitze. Ich habe den Pylades gar nicht übel geſpielt, und ohne meinen Helm, der mir unaufhörlich auf die Augen rutſchte, und mich hinderte das Publicum zu ſehen, würde ich ſehr großen Effect gemacht haben.«

»Du haſt ja viel Effect gemacht, lieber Eduard; Du ſahſt aus wie ein Blinder, und das war ſehr komiſch!«

»Du biſt ſehr ſpöttiſch, Lolotte; man ſieht wohl, daß Du nicht ſpielſt.«

»Wenn ich unter Freunden ſpielte, würde ich nicht böſe werden, wenn man über mich lachte . . . Dann erwarten wir den kleinen Kingerie. Er iſt ein herzensguter Menſch, er thut was man von ihm verlangt und nimmt die Rollen, die man ihm gibt.«

»Mama, haben Sie wohl bemerkt, daß Herr Kiki . . . Kingerie beim Singen eine ganz andere Stimme hat, als wenn er ſpricht?«

»Es iſt wahr, aber es iſt ein Glück für ihn, denn wenn er ſpricht, ſcheint er immer heiſer zu ſeyn; beim Singen hingegen hat er eine reine flötenartige Stimme, ſo daß man einen ganz Andern zu hören glaubt . . . Dann kommt Herr

Digitized by Google

Camuzard mit seiner Tochter Polyhymnia, die auch zu spielen wünscht.«

»Wir müssen ihr eine Rolle geben; sie ist sehr schön, groß, schön gewachsen, elegant.«

»Das letzte Mal hat sie ihre Sou . . . Soubrettenrolle sehr schlecht gespielt, und sie hatte doch nur einige Wo-worte zu sagen. Statt zu melden: »Madame, die Gesellschaft ist unten im Salon,« sagte sie: Madame, der Salon ist unten in der Gesellschaft . . .«

»Ihre Zunge wird sich verwickelt haben; aber trotzdem nimmt sich Fräulein Polyhymnia sehr gut auf dem Theater aus.«

»Sie hat eine zu große Nase.«

»Große Nasen machen sich auf dem Theater sehr gut ... Ueberdies wünsche ich Herrn Camuzard gefällig zu seyn, und ich weiß, daß es ihm großes Vergnügen macht, wenn seine Tochter spielt . . . Höre, Lolotte, Astianar müßte die erste Liebhaberrolle in einem Stücke übernehmen, wo Fräulein Polyhymnia die erste Liebhaberin spielt. Du verstehst meine Ideen und meine Pläne, nicht wahr?«

»Ja wohl, es ist nicht schwer zu verstehen. Fräulein Camuzard wäre eine sehr gute Partie, ich weiß es wohl . . . aber Astianar ist noch so jung.«

»Ich habe auch sehr jung geheirathet, und habe es nie bereut.«

»Ach! Eduard, dies ist das Geistreichste was Du heute gesagt hast!«

»Ich glaube indeß, daß ich oft geistreich bin, aber Du beachtest es nicht, weil Du daran gewöhnt bist . . . Der Thee hat mir wohl gethan, ich fühle mich ganz leicht, ich würde gern eine Mazurka tanzen! . . . Apropos, Colinde, hast Du

Digitized by Google

die neuen Quadrillen, die ich Dir mitgebracht, auf deinem Piano einſtudirt?«

»Ach! ſie ſind zu ſchwer . . .«

»Nein, Du willſt Dir nur nicht die Mühe nehmen, ſie einzuſtudiren. Das iſt nicht recht von Dir, denn Jedermann ſpielt jetzt Piano, und ein junges Mädchen, das in einer Geſellſchaft nicht einmal Quadrille ſpielen kann, würde für ſehr ungebildet gehalten werden.«

»Ich weiß wohl, daß jetzt Jedermann Piano ſpielt. Die Hausmeiſterstochter ſpielt, und unlängſt ſagte der Schloſſer, der mich ſpielen hörte, er ſpiele Sonntags auch Pia . . . ano. Nicht wahr, Ma . . . Mama?«

»Ja, es iſt wahr, ich hatte ſogar Luſt ihm zu ſagen, er ſolle über ſeinen Laden ſetzen: Hier werden Glockenzüge mit Pianobegleitung angefertigt.«

»Ich kann das Piano nicht mehr leiden, Pa . . . papa, es iſt zu gemein geworden, ich möchte etwas Anderes ſpielen lernen.«

»Was denn?«

»Die . . . die Flöte zum Beiſpiel.«

»Was fällt Dir ein, Eolinde? Ein Fräulein mit der Flöte . . . das wäre hübſch! Die Blasinſtrumente ſind ausſchließlich den Männern vorbehalten.«

»Warum denn, Pa . . . papa?«

»Weil Apollo Flöte ſpielte, wenn er die Schafe hütete . . . und da er der . . . da er der Gott der Muſik war, ſo . . . Apropos, Lolotte, ich hoffe, daß auch Chambourdin eingeladen iſt; er iſt ein ſehr angenehmer Geſellſchafter, immer heiter und guter Dinge; er wird ſpielen, und ich wette, daß er ſehr komiſch ſeyn wird.«

»Man kann ſich nie auf ihn verlaſſen,« entgegnete die Frau vom Hauſe; »er hält nie Wort. Wenn er verſpricht

Digitized by Google

zu kommen, ſo ſieht man ihn nicht mehr; wenn man auf ihn zählt. um eine Rolle zu beſetzen, ſo bleibt er aus und vereitelt die ganze Vorſtellung. Aber wir werden Herrn Mangeot und ſeine Schweſter bei uns ſehen; ſie ſind liebenswürdig und zuvorkommend. Herr Mangeot gibt die Carricaturen ſehr gut; er ſpielt ſorgfältig und lernt ſeine Rollen . . . ſeine Schweſter auch.«

»Ja, aber ſeine Schweſter hört ſehr ſchwer und muß daher immer in der Nähe des Souffleurs ſeyn, wodurch der Effect einer Scene oft ſehr beeinträchtigt wird. Zuweilen ſpricht ſie zugleich mit der Perſon, welcher ſie antworten ſoll . . . O weh! meine Leibſchmerzen kommen wieder! Was kann das ſeyn? Lolotte, haben wir etwa geſtern Schwämme gegeſſen?«

»Ja in dem Vol-au-Vent waren Schwämme; aber Du ſiehſt ja, daß Niemand krank geworden iſt und Alle haben davon gegeſſen.«

»Das iſt kein genügender Grund: zuweilen kommen die Symptome einer Vergiftung ſehr ſpät zum Vorſcheine . . . Colinde, haſt Du keine Leibſchmerzen?«

»Nein, Pa . . . papa, im Gegentheil.«

»Wie! im Gegentheil? . . . Du fühlſt Dich alſo unwohl?«

»Nein, Papa, ich befi-fi-finde mich ſehr wohl.«

»Du drückſt Dich ſehr dumm aus, mein Kind . . . Wenn das nicht vorübergeht, ſo beſtelle ich mir bei der Köchin ein Eibiſchklyſtir.«

»Bedenke doch,« entgegnete die Frau vom Hauſe, »daß die Köchin jetzt alle Hände voll zu thun hat! Wie kann ſie ihre Töpfe und Pfannen im Stich laſſen, um Dir Arznei zu machen!«

»Das iſt mir ganz egal; wenn ich krank bin, iſt die Arznei dringender, als die Speiſen.«

Digitized by Google

»Aber wir haben ja zehn Perſonen zu Tiſche, und es iſt vier Uhr vorüber . . .«

»Dann mußt Du mir ſelbſt den Eibiſchthee machen, Lolotte.«

»Mein Gott! deine Leibſchmerzen ſtören die ganze Hausordnung! . . . . Oft iſt's nur Einbildung.«

»Paaapa, wie wär's wenn wir »Pou-Pou-Pourceaugnac« ſpielten?«

»Laß mich in Ruhe, Colinde, Du langweilſt mich!«

»Mein Gott, Colinde!« ſagte Madame Glumeau mit einem Seufzer; »warum ſollten wir das Stück auf unſerem kleinen Theater aufführen? wir ſpielen es ja oft genug im Hauſe, ſo wie auch den »eingebildeten Kranken.«

Während Glumeau ſich auf eine Antwort beſinnt, wird die Thürglocke gezogen.

»Da kommen ſchon Gäſte!« ruft die dicke Lolotte, »und ich bin mit meiner Toilette noch nicht fertig.«

»Und mein Klyſtir? ich muß es haben!« jammert der Familienvater.

»Es iſt gewiß mein Bruder,« erwiedert die große Colinde; »es iſt nicht der Mühe werth, um ſeinetwillen ſo viel Lärm zu machen!«

Digitized by Google

XI.

Ein Mittel, das nicht zu nehmen iſt.

Aber die Thür des Salons thut ſich auf und Dufournelle erſcheint mit ſeiner Gattin.

Dufournelle iſt ein dicker, jovialer Mann von fünfundvierzig Jahren; ſeine Frau, die erſt dreißig Jahre zählt, iſt hübſch und lacht immer; es verſteht ſich, daß ſie ſchöne Zähne hat; wenn ſie ſchlechte Zähne hätte, würde ſie nicht bei jeder Gelegenheit lachen.

»Guten Tag allerſeits!« ſagt Dufournelle und ſchnaubt, daß die auf dem Piano liegenden Notenblätter flattern. »Wir kommen früh; es iſt zwar gegen den guten Ton, doch daraus machen wir uns nichts . . . Nun, wie geht's, meine lieben Freunde?«

»Gut, ſehr gut . . . Es iſt ſehr ſchön von Ihnen, daß Sie früh gekommen ſind,« ſagte Madame Glumeau, die ihren Verdruß hinter einer erzwungenen Freundlichkeit verbirgt. Die Dame mit den ſchönen Zähnen erwiedert:

»Ich gab meinem Manne zu bedenken, wir wären vielleicht indiscret, wenn wir vor fünf Uhr kommen, aber er antwortete mir: bei Ihnen werde nicht auf ſtrenge Etikette gehalten.«

»Er hat Recht . . . vollkommen Recht,« antwortet Glumeau, der ſich mit einer Hand den Bauch hält; dann wendet er ſich zu ſeiner Tochter: »Der Teufel hole ſie! . . . ich will mein Klyſtir.«

Digitized by Google

»Wir haben auch viel zu reden,« ſagt Madame Dufournelle; »wir haben ja heute die Rollen für Ihr Haustheater zu vertheilen . . . Ha, ha, ha! es wird ſehr unterhaltend werden. Ich habe zwar nie geſpielt, aber es macht mir großes Vergnügen . . . ha, ha, ha!«

»Denken Sie ſich, meine Frau ſpricht ſeit vierzehn Tagen unaufhörlich davon, und ich muß ſie jeden Abend ins Theater führen, weil ſie behauptet, es ſey eine Schule für ſie. Heute will ſie die Scriwaneck nachäffen, morgen die Fargueil; einen andern Tag Aline Duval oder Alphonſine oder Graſſot.«

»Was fällt Dir ein, Dufournelle? Ich ſoll Graſſot nachahmen! Glaubſt Du denn, ich wolle Männerrollen ſpielen? . . . ha, ha, ha!«

»Ich weiß nicht, aber Du nahmſt den Ton Graſſot's an, als Du . . . ich weiß nicht welche Rolle einſtudirteſt . . . Aber wo iſt denn der liebe kleine Aſtianax? . . . werden wir ihn nicht ſehen?«

»O ja, Sie werden ihn ſehen; er ſollte ſchon wieder zu Hauſe ſeyn . . . ich weiß nicht wo er iſt.«

»Ich wette, daß er ein Bou-Bou-Bouquet für Papa mitbringt.«

»Ein Bouquet? Wie! iſt denn heute Glumeau's Namenstag?«

»Es iſt ja heute Honorius.«

»Der Tauſend, und wir haben nicht daran gedacht, Leonore.«

»Es iſt wahr, es iſt unverzeihlich.«

»Es iſt egal, lieber Freund, ich gratulire von ganzem Herzen . . . das Bouquet wird ſpäter kommen.«

»Ich danke,« antwortet Glumeau, indem er ſeiner

Digitized by Google

Frau vielsagende Blicke zuwirft. »In diesem Augenblicke wünsche ich mir etwas Anderes als ein Bouquet.«

»Ich will meine Toilette beenden,« sagte die dicke Lolotte, den Wink ihres Mannes beantwortend; »Sie erlauben . . .?«

»Wie! ob wir erlauben . . .«

»Ja, geh und besorge was Du zu thun hast,« sagt Glumeau, der einen herzbrechenden Blick auf seine Füße wirft. »Ich werde Dir folgen.«

»Sehen Sie wohl, daß wir zu früh gekommen sind?« sagte Madame Dufournelle; »wir belästigen Sie . . .«

»Nicht im mindesten . . . Sie sehen ja, daß wir uns gar keinen Zwang anthun.«

Als Madame Glumeau eben den Salon verlassen will geht die Thür auf und ein alter, abschreckend häßlicher Herr mit blauer Brille erscheint in Begleitung einer großen, hübsch gewachsenen Demoiselle, die höchst elegant, aber ohne Geschmack gekleidet ist und deren Gesicht zu denen gehört, die sich nie verändern.

»Herr und Mademoiselle Camuzard!« sagt Madame Glumeau, indem sie still steht, um die neuen Gäste zu begrüßen. »Es ist sehr schön von Ihnen, daß Sie früh kommen . . . Belieben Sie einzutreten . . . Eduard, hier ist Herr Camuzard und Mademoiselle Polyhymnia.«

Eduard war vor einen Spiegel getreten . . . um die gelben Flecke an seiner Nase in Augenschein zu nehmen; als er wieder neue Gäste ankommen sieht, seufzt er tief und denkt: »Ich werde mein Klystir nie bekommen; die Sache wird bedenklich.« Er nimmt indeß seine ganze Kraft zusammen, um die Ankommenden mit lächelnder Miene zu begrüßen.

Digitized by Google

Polyhymnia trägt einen großen Blumenstrauß, den sie dem Hausvater überreicht.

»Herr Glumeau, wollen Sie mir erlauben, Ihnen zu Ihrem Namenstage zu gratuliren?«

»Mit dem größten Vergnügen, mein Fräulein. Sie sind sehr gütig . . . Welch schöne Blumen!«

»Wahrhaftig, es thut mir leid, daß ich Ihnen nichts mitgebracht habe,« sagt der dicke Dufournelle, während seine Frau lacht, indem sie abwechselnd die Lithographieen auf den Notenblättern und Fräulein Polyhymnia betrachtet.

»Wie geht's, lieber Glumeau?« sagt der alte Herr mit einem derben Händedruck.

»O, sehr gut,« antwortet der Herr vom Hause; »meine Gesundheit ist passabel, aber nicht ganz wie ich wünsche.«

»Sind Sie leidend? Ich habe Schmerzen in den Knieen und Armen; es reißt und bohrt und geht bis in den Rücken.«

»Im Rücken fehlt mir nichts, sondern . . .«

»Und dann huste ich viel in der Frühe . . . es gibt Tage, wo ich fast ersticke.«

»Ich huste nicht, aber . . .«

»Dabei habe ich viel Auswurf, und das erleichtert mich . . .«

»Ein sehr unterhaltendes Gespräch,« sagt Madame Dufournelle halblaut zu ihrem Manne; dieser runzelt die Stirn, um seiner Frau Schweigen zu gebieten. Madame Dufournelle hüpft zu der großen Colinde und fragt:

»Nun, was wird gespielt? haben Sie schon einige Stücke gewählt? welche Rolle werden Sie mir geben? Ich will ein hübsches Costume haben.«

Digitized by Google

»Wie co . . . co . . . kett!« ſagte Colinde zu ihrer Mutter; »ſie denkt vor Allem an das Coſtüm!«

»Wir haben noch keine Wahl getroffen,« ſagte Madame Glumeau, »wir wollen warten, bis unſere ganze »Truppe« verſammelt iſt.«

»Wenn Sie mich brauchen können,« ſagte Camuzard, »ſo thun Sie ſich keinen Zwang an; ich will gerne eine Lücke ausfüllen, eine Nebenrolle übernehmen.«

»Wir wollen hoffen, daß wir ihn nicht brauchen,« ſagte Madame Dufournelle leiſe zu ihrem Gatten, »er iſt gar zu häßlich . . . er ſieht aus wie ein Raubvogel.«

»Ich bitte Dich, Leonore, ſchweig.«

»Liebe Lolotte, geh doch und beſorge das Bewußte,« ſagte Glumeau, ſeine Frau anſehend. »Unſere Freunde werden Dich entſchuldigen, ſie wiſſen wohl, daß eine Hausfrau immer etwas anzuordnen hat.«

»Gehen Sie doch, ſchöne Dame, Ihre liebenswürdige Tochter wird die Honneurs machen.«

»Da Sie es erlauben . . . ich habe wirklich noch ein Geſchäft . . .«

»Soll ich Ihnen helfen?« ſagte Madame Dufournelle; »verfügen Sie über mich.«

»O nein, Sie ſind zu gütig; aber bei dieſer Arbeit kann ich keine Hilfe brauchen . . . ich werde ſogleich wieder erſcheinen.«

Die Frau vom Hauſe, die eben den Salon verlaſſen will, wird wieder durch zwei neue Gäſte zurückgehalten. Ein Herr und eine Dame, beide ziemlich bejahrt, treten lächelnd unter die Geſellſchaft.

»Herr und Mademoiſelle Mangeot!« ſagt Madame Glumeau, die bei der Begrüßung eine rückgängige Bewe-

Digitized by Google

gung machen muß, weil die Ankommenden gerade auf sie zugehen. »Es freut mich unendlich, daß Sie so früh gekommen sind.«

»Sie sagten um fünf Uhr, und es wird sogleich schlagen!« erwiederte der Herr mit einer tiefen Verbeugung.

»Ich bin pünktlich, wie ein Pendel; ich habe meine Schwester angetrieben, sie wäre sonst mit ihrem Kopfputz nicht fertig geworden . . . ich fürchte immer, zu spät zu kommen.«

»Ja, mein Bruder wollte einen Wagen nehmen,« sagte Mademoiselle Mangeot; »aber ich entgegnete, daß wir zu Fuß schneller hierher kommen, als im Omnibus . . . Herr Glumeau, empfangen Sie unsere Glückwünsche zu Ihrem Namenstage.«

Das überreife Fräulein zieht einen kleinen Strauß Moosrosen unter ihrem Shawl hervor und überreicht ihn dem Herrn vom Hause. Glumeau hält den Strauß unter die Nase, macht ein sonderbares Gesicht und antwortet:

»Mademoiselle . . . in der That, Sie sind zu gütig . . . so schöne Moosrosen . . .«

»Ich glaube, Sie haben sie gern.«

»O ja, sehr gern . . . nur nicht zu heiß . . .«

»Wie! gibt es denn auch heiße Bouquets?«

»Ich bitte um Entschuldigung, ich habe mich versprochen . . . ich meinte, daß ich es zuerst gerne nehmen würde . . .«

»So nehmen Sie doch, Herr Glumeau! Sie sehen ja, daß ich es Ihnen deshalb überreiche.«

»Ja, richtig . . . entschuldigen Sie mich . . . ich bin zuweilen zerstreut . . . ich nehme es . . . nemlich diese wunderhübschen Rosen.«

»Sie greifen die Rosen ungeschickt an; Sie werden sich

Digitized by Google

ſtechen . . . Erlauben Sie, daß ich ſie Ihnen ins Knopfloch ſtecke.«

»Sapperlot! es ärgert mich, daß ich kein Bouquet mitgebracht habe!« ſagte der dicke Dufournelle noch einmal; und Colinde, die es hört, ſagt für ſich: »Er ſagt das alle Jahre, aber er bringt nie eins.«

»Lieber Herr Glumeau,« ſagt Mangeot, indem er die auf den Bauch gedrückte Hand des Hausvaters faſt mit Gewalt ergreift, »empfangen Sie auch meinen Glückwünſch . . . Ich möchte Ihnen noch in hundert Jahren gratuliren . . . Dieſer Glückwünſch iſt zwar nicht neu, aber gut gemeint . . . Aber wo iſt denn Ihr Söhnlein, der liebenswürdige Aſtianax?«

»Ich begreife nicht, wo er ſo lange bleibt!« ſagte Madame Glumeau. »Es wird mir bange um ihn.«

»Ma . . . mama, Sie wiſſen ja, daß mein Bruder ein ſprechendes Bou-Bou-Bouquet zuſammen ſtellen wollte, und das wird ihn ſo lange aufhalten.«

»Was iſt denn ein ſprechendes Bouquet?« fragte Camuzard.

»Es iſt ein Selam.«

»So! Und was iſt ein Selam?«

»Ein ſprechendes Bouquet.«

»Ja ſo, das habe ich nicht gewußt.«

»Wer eine Tochter Namens Polyhymnia hat, ſollte gelehrter ſeyn,« ſagte Madame Dufournelle lachend zu Mademoiſelle Mangeot, und dieſe, die etwas ſchwer hört, antwortet ihr:

»Ja, ich glaube, das Wetter wird ſchön bleiben.«

Madame Glumeau, durch die wiederholten Winke ihres Mannes angetrieben, entſchließt ſich endlich, den Salon zu verlaſſen, ohne die neuen Gäſte um Erlaubniß zu fragen. Um

Digitized by Google

nicht wieder aufgehalten zu werden, entschlüpft sie in das Zimmer.

Während sich Glumeau freut, daß seine Frau fortgegangen ist, erscheint Kingerie, der junge Mann, der Alles thut was von ihm verlangt wird. Er ist ein kleiner Herr, der immer verlegen aussieht. Er erröthet bis über die Ohren, als er in den Salon tritt, wirft einen Sessel um, der zwischen ihm und dem Herrn vom Hause steht, und während er sich bückt, um den Sessel aufzuheben, stößt er mit dem Kopfe gegen Glumeau's Bauch. Glumeau stößt einen derben Fluch aus, Kingerie springt erschrocken zurück und tritt Mademoiselle Mangeot mit seinen hohen Absätzen auf die Füße. Die alte Jungfrau, die Hühneraugen hat, stößt den ungeschickten Menschen ziemlich unsanft zurück, so daß er taumelnd auf Camuzard fällt und dessen Brille zu Boden wirft.

Madame Dufournelle lacht, daß ihr die Thränen über die Wangen rinnen. »Halte den Herrn doch fest,« flüstert sie ihrem Gatten zu; »er wirft sonst die ganze Gesellschaft um.«

Der junge Kingerie weiß nicht wie er sich entschuldigen soll und sieht ganz weinerlich aus. Zum Glück für ihn kommen andere Gäste, man denkt nicht mehr an ihn.

Zuerst erscheint ein sehr stattlicher, vornehm aussehender Herr, der als »Monsieur de Merval« begrüßt wird. Er betritt den Salon mit jener Ungezwungenheit, die man sich in der eleganten Welt angeeignet; er verneigt sich gegen die Gesellschaft, ohne Jemand umzuwerfen, und drückt dem Herrn vom Hause die Hand, ohne ihn an den Bauch zu stoßen. Merval ist nicht mehr jung, aber noch recht angenehm und bei dem schönen Geschlecht sehr wohl gelitten. Bei seinem Erscheinen halten sich alle anwesenden Damen kerzengerade und

Digitized by Google

ſuchen ihren Geſichtern den anmuthigſten Ausdruck zu geben; dies wird man nie ſehen, wenn ein für unbedeutend gehaltener Mann in eine Geſellſchaft tritt.

Glumeau, der Herrn von Merval ſehr hoch zu ſchätzen ſcheint, vergißt einen Augenblick das Heilmittel, das für ihn bereitet wird, um ihm einige in der eleganten Welt übliche Höflichkeiten zu ſagen.

»Ich bemerke Madame nicht,« ſagte der neue Gaſt, nachdem er Colinde begrüßt hatte.

»Mama wird ſogleich erſcheinen; ſie iſt hinausgegangen, um . . . um . . .«

»Meine Frau ſieht nach, ob das Diner bald fertig iſt,« ſetzte Glumeau hinzu. »Sie wiſſen, das Auge der Hausfrau iſt nothwendig, wenn man einige Freunde bewirthet.«

»Und Ihr Herr Sohn?«

»Mein Sohn . . . ich begreife nicht, wo er ſo lange bleibt. Er ſollte längſt zu Hauſe ſeyn; es muß ihm ein Unfall begegnet ſeyn . . .«

»Papapa! Ich höre die Stimme meines Bruders im Speiſezimmer; er ſpricht mit Herrn Chambourdindin.«

»Es iſt gut, daß er da iſt.«

Glumeau flüſterte ſeiner Tochter ins Ohr: »Sieh nach, ob mir deine Mutter . . . das Bewußte gemacht hat . . . es iſt nicht länger aufzuſchieben.«

»Aber, Papapa, ich kann den Salon jetzt nicht verlaſſen. Sie würden mit der Geſellſchaft allein ſeyn, und Sie ſehen gar nicht vergnügt aus.«

»Parbleu! Du mußt mit mir hineingehen!« ſagte ein recht hübſcher, aber ſchon kahlköpfiger junger Mann, der den kleinen Aſtianar, trotz ſeines Sträubens, in den Salon zieht.

Digitized by Google

»Meine Herren und Damen, ich habe die Ehre, Ihnen einen jungen Mann vorzuſtellen, der die Treppe hinaufſchlüpfen wollte, ohne ſich bei ſeinem Herrn Papa aufzuhalten; aber ich faßte ihn beim Rockſchoß und ſagte: Lieber Freund, es iſt zu ſpät, um in Ihre Klauſe hinaufzugehen; die väterlichen Arme erwarten Sie, und die Suppe wird ſchon aufgetragen ſeyn. Aber er wollte nicht mit mir kommen, und Sie ſehen, wie er ſich noch ſträubt.«

»Was bedeutet das, mein Herr Sohn?« ſagte Glumeau; nachdem er Chambourdin mit einem Händedruck begrüßt hatte. »Warum bleibſt Du an der Thür ſtehen?«

»Entſchuldigen Sie, Papa . . . erlauben Sie mir, daß ich einen Augenblick auf mein Zimmer gehe . . . ich werde ſogleich wieder erſcheinen . . . es iſt mir unmöglich, jetzt vor der Geſellſchaft zu erſcheinen.«

»Wieſo? Du ſtehſt ja ſchon vor der Geſellſchaft.«

»Und der Kleine ſieht ſehr reputirlich aus!« ſagte Chambourdin, die Damen begrüßend.

»Lieber Vater, ich verſichere Sie, daß ich nicht präſentabel bin.«

»Mein Gott! ſollte mein Bruder unpäßlich ſeyn, wie Papapa!« ſagte die große Colinde für ſich; »er braucht wohl auch eins?«

Glumeau, der denſelben Gedanken hat wie ſeine Tochter, will ſeinen Sohn nicht länger nöthigen. Der glatzköpfige junge Mann, der überall Spaß macht und ſich nirgends Zwang anthut, ſchlüpft hinter den Sohn vom Hauſe und ſtößt ihn in den Salon. Um nicht das Gleichgewicht zu verlieren, ſieht ſich Aſtianar genöthigt, ſeine Hände von den Knieen wegzunehmen; die beiden Riſſe kommen nun zum Vor-

Digitized by Google

ſchein, und alle Anweſenden geben ihr Erſtaunen und Bedauern zu erkennen.

»Ach, mein Gott!«

»Der arme Aſtianar!«

»Die Beinkleider an beiden Knieen zerriſſen! Er wird gefallen ſeyn.«

»Sie ſind gefallen, nicht wahr?«

»Mein Sohn, woher kommt es, daß die Beinkleider, die ganz neu waren, an den Knieen zerriſſen ſind?«

»Sie wiſſen jetzt, warum ich nicht hereinkommen wollte; Sie ſehen, daß ich Recht hatte . . . Bin ich in dieſem Zuſtande präſentabel?«

»Aber ſage doch, mein Sohn . . .«

»Das Unrecht iſt auf meiner Seite,« fällt ihm Chambourdin ins Wort; »ich habe ihn genöthigt, ſeine Fatalität zu zeigen. Ich hätte ihm wohl eine Hoſe leihen können; aber er beſitzt gewiß noch andere, und wird wohl lieber eine der ſeinigen anziehen . . . Gehen Sie, beklagenswerthes Opfer einer Rutſchpartie; aber zögern Sie nicht! ich habe eine Ahnung, daß die Suppe nicht weit iſt.«

Der kleine Aſtianar wird unſichtbar, Glumeau hätte ſich ebenfalls gern entfernt, aber er wird von allen Seiten belagert und mit Fragen beſtürmt.

»Es ſind alle Gäſte da, nicht wahr, lieber Freund?« ſagt Chambourdin und bietet eine Priſe in einer jener Doſen, die man »Queue de rat« (Rattenſchwanz) nennt.

»O nein, und es iſt ſehr gut, denn es würden dreizehn ſeyn,« antwortet Glumeau, indem er ſeine Leibſchmerzen ſo wenig wie möglich merken läßt.

»Dreizehn! die Zahl der Tiſchgäſte iſt mir ganz gleich-

Digitized by Google

giltig ... Alle Tage Trüffeln, Champagner, Chambertin und dreizehn am Tiſche, da nehme ich ein Abonnement, wenn man nicht voraus bezahlt.«

»Und auch nicht nachher bezahlt?« ſetzte Dufournelle hinzu.

»Das iſt boshaft, Dicker! ... Wird der Menſch dick! wenn das ſo fortgeht, wird er am Ende in keine Thür mehr gehen können.«

»Schweigen Sie, Advocat ohne Prozeſſe!«

»Ich, ein Advocat? Ich habe die Advocatur an den Nagel gehängt, ich war nicht geſchwätzig genug und zu gutmüthig dazu. Ich ſuchte jeden Streit geſchwind zu ſchlichten; ich führte die prozeßführenden Parteien in luſtigen Geſellſchaften zuſammen, ſpeiſte mit ihnen, und wir tranken uns ſammt und ſonders einen Rauſch; nach dem Diner ſank man einander in die Arme, und die Sache war aus. Meine Collegen baten mich, auf die Praxis zu verzichten, weil ich ihnen das Geſchäft verdarb.«

»Wen erwarten Sie denn noch, Herr Glumeau?« fragte Camuzard.

»Eine Dame ... eine hübſche Dame, die zwar nicht mehr ganz jung, aber noch höchſt intereſſant iſt.«

»Wie heißt dieſe Dame?«

»Die Baronin von Grangeville.«

»Eine Baronin! Ei, der Tauſend, eine wirkliche Baronin?«

»Eine falſche habe ich nie gekannt.«

»Es war nur Scherz; und dieſe iſt verheirathet?«

»Nein, ſie iſt Witwe.«

»So! eine Witwe ... und reich?«

Digitized by Google

»So viel ich weiß, iſt ſie ſehr reich . . . Aber entſchuldigen Sie, ich habe meiner Tochter ein Wort zu ſagen.«

»Ich begreife nicht, was deine Mutter macht!« flüſterte Glumeau ſeiner Tochter zu. »In dieſer Lage kann ich nicht länger bleiben . . . das Inſtrument muß Schaden genommen haben . . . Sieh nach, Colinde, und bitte deine Mutter, ſich zu beeilen.«

Colinde iſt ſehr unzufrieden, daß ſie genöthigt iſt die Geſellſchaft zu verlaſſen; ſie entfernt ſich ſchmollend und ohne die fünfte Verbeugung des jungen Kingerie zu erwiedern.

Madame Dufournelle ſagt zu ihrem Eheherrn:

»Hier geht etwas Ungewöhnliches vor: Madame Glumeau entfernt ſich und kommt nicht wieder; der Sohn hat ſeine Beinkleider zerriſſen und verſchwindet; ſo eben verläßt auch die Tochter ſehr verſtimmt den Salon. Herr Glumeau geht bald auf einem Fuße bald auf dem andern; er runzelt die Stirn und nimmt an dem Geſpräch gar keinen Theil. Es muß ihm etwas fehlen.«

»Vielleicht iſt ein Braten angebrannt, oder eine beim Zuckerbäcker beſtellte Torte bleibt aus . . . oder man erwartet die Baronin, zu deren Empfang wahrſcheinlich große Vorbereitungen getroffen werden.«

»Wirklich? eine Baronin? wie heißt ſie?«

»Ich weiß nicht mehr.«

»Und deshalb verlaſſen uns die Damen! Sind wir denn nicht eben ſo gut wie eine Baronin?«

»Schweig doch, Leonore!«

»O, was liegt mir an der Baronin!«

»Es hat halb ſechs geſchlagen,« ſagte Mangeot zu

Digitized by Google

ſeiner Schweſter; »ich hoffe, daß wir bald ſpeiſen werden . . . ich habe Hunger!«

»Ich glaube, Du haſt Zeit, einen Schmachtriemen umzulegen; man erwartet eine Baronin, wie Herr Camuzard ſo eben ſagt.«

»Oho! Sakerment! ich geſtehe, daß mir das Erſcheinen eines gefüllten Truthahns in dieſem Augenblicke angenehmer ſeyn würde, als die Ankunft einer Baronin . . . Man iſt im Stande, uns bis ſechs Uhr warten zu laſſen. Ich kenne nichts Unausſtehlicheres, als über die feſtgeſetzte Stunde warten zu müſſen. Wenn um halb ſieben geſpeiſt wird, ſoll man ſeine Gäſte nicht auf fünf Uhr einladen; ich würde mich darnach eingerichtet, einen Inbiß genommen haben . . . Ha! die Thür geht auf, da kommt wahrſcheinlich die erſehnte Baronin.«

»Nein, es iſt Madame Glumeau.«

Die dicke Lolotte erſcheint wirklich wieder im Salon, ſie ſieht ſich nach ihrem Gatten um, aber ſie muß ſtehen bleiben, um die Gäſte, die in ihrer Abweſenheit gekommen ſind, zu begrüßen. Sie kann ſich Chambourdin, der ſie umarmt, und den jungen Kingerie, der auf ihr Kleid tritt, nur mit Mühe vom Halſe ſchaffen. Endlich bahnt ſie ſich den Weg zu ihrem Eduard, deſſen Leibſchmerzen immer bedenklicher werden, und flüſtert ihm ins Ohr:

»Das Bewußte erwartet Dich in deinem Cabinet.«

Glumeau's Geſicht erheitert ſich; ſeine Frau ſetzt laut hinzu:

»Lieber Eduard, ſieh doch zu, ob der Tiſch ſo gedeckt

Digitized by Google

iſt, wie Du es wünſcheſt und ob Jedermann den Platz hat, den Du ihm zugedacht.«

»Ja, ja, Du haſt Recht . . . ich gehe . . . aber Du weißt, daß wir uns nicht an den Tiſch ſetzen können, ehe die Baronin von Grangeville da iſt . . .«

»Ja, ja, geh nur.«

Glumeau läßt ſich dies nicht noch einmal ſagen, er eilt auf die Eingangsthür zu und ſagt: »Endlich werde ich es nehmen!«

Aber als er die Thür öffnet, ſteht er vor einer höchſt eleganten Dame, die eben eintreten will. Der arme Mann bleibt ganz verblüfft ſtehen und denkt: Es ſcheint ſich Alles gegen mich verſchworen zu haben!

XII.

Die Baronin von Grangeville.

Die Baronin von Grangeville, die in Glumeau's Salon erſcheint, iſt eine Dame, die ſehr ſchön geweſen iſt und noch ziemlich viele Reize beſitzt. Bei künſtlicher Beleuchtung ſcheint ſie nur ſechsunddreißig zu zählen; am Tage hält man ſie für neununddreißig; wie alt ſie in der Dämmerung ausſieht, wiſſen wir nicht genau zu beſtimmen.

Vielleicht hat Frau von Grangeville die Vierzig überſchritten, aber mit Gewißheit läßt ſich's nicht behaupten: ſie iſt immer ſo ſorgfältig und geſchmackvoll gekleidet, ſie hat eine ſo elegante Haltung und ſieht ſo friſch aus, daß ſie immer jung iſt.

Digitized by Google

Die Ankunft der Baronin macht Aufſehen in Glumeau's Salon; denn die ganze verſammelte Geſellſchaft war mit dieſer Dame noch nicht zuſammengetroffen; Madame Glumeau hatte in einem andern Hauſe ihre Bekanntſchaft gemacht und die liebenswürdige Dame eingeladen.

Der Herr vom Hauſe kann, trotz ſeiner intereſſanten Umſtände, nicht umhin, der Dame die Hand zu reichen und ſie zu ſeiner Frau zu führen. Dieſe empfängt die Baronin mit einer Höflichkeit und Zuvorkommenheit, die einigen Perſonen der Geſellſchaft zu weit getrieben ſcheint.

»Eine höchſt intereſſante Dame!« ſagt Dufournelle zu ſeiner Frau, die in ziemlich übler Laune erwiedert:

»Sie iſt einmal hübſch geweſen.«

»Aber noch ſehr intereſſant,« entgegnet der Dicke: »ſie muß noch Eroberungen machen.«

»Das freut mich: dann kann ich hoffen, daß ich noch lange gefallen werde.«

»Schöne Toilette . . . ſehr vornehmer Anſtand!« ſagt Camuzard zu ſeiner Tochter.

Polyhymnia muſtert die Baronin mit philoſophiſchem Gleichmuth und ſagt gelaſſen: »Ihr Kleid hat eine zu lange Taille.«

»Ei! ei! ſie iſt noch recht hübſch!« ſagt Chambourdin, den verſtimmten Mangeot auf die Schulter klopfend; »was ſagen Sie dazu?«

»Ich ſage, daß es bald ſechs Uhr iſt und daß mein Magen furchtbar bellt!«

»Da die Baronin gekommen iſt, wird wahrſcheinlich bald aufgetragen werden.«

Digitized by Google

»O nein, sehen Sie nur, Glumeau schleicht sich davon . . . wo mag er hin wollen?«

»Wir müssen ihn zurückhalten.«

Aber dieses Mal kommen die Herren zu spät, Glumeau war endlich aus dem Salon entwischt, und er würde nöthigenfalls einen Rockschoß im Stich gelassen haben, um nur loszukommen.

Mitten unter den Bemerkungen und Kriteleien, zu denen das Erscheinen der Frau von Grangeville Anlaß gibt, hat ein einziger Gast geschwiegen, nemlich Herr von Merval. Er hat die Baronin indeß eben so sorgfältig gemustert wie die Andern, vielleicht hat er ihr sogar noch größere Aufmerksamkeit gewidmet, und der Ausdruck seines Gesichts schien anzudeuten, daß er sie nicht zum ersten Male sah; aber als feiner Weltmann weiß er seine Gedanken sorgfältig zu verbergen.

Die Dame, welche die Blicke der ganzen Gesellschaft auf sich zieht, wird nicht im mindesten verlegen; sie lächelt Jedermann höchst anmuthig zu, antwortet auf die Artigkeiten der Madame Glumeau, sagt der Tochter vom Hause etwas Angenehmes, und zeigt sich so unbefangen, als ob sie zu Hause gewesen wäre, bis ihre Augen dem Blicke Merval's begegnen; da mischt sich ein Ausdruck des Erstaunens und eine leichte Verlegenheit unter das Lächeln, das beständig ihren Mund umschwebte; aber eben so wie Merval weiß sie sich schnell zu beherrschen, und die Verlegenheit ist nur vorübergehend.

Astianax erscheint nun in einem andern Anzuge; er wird von Chambourdin und Dufournelle mit Jubel begrüßt,

Digitized by Google

und die Letztern verſichern, alle Damen hätten ſeine Beinkleider angeſehen.

Der kleine Menſch beeilt ſich, der Baronin von Grangeville ſeine Huldigungen darzubringen. Er macht ihr ein ſehr lange dauerndes Compliment, während deſſen Mangeot ſeinen Nachbarn unaufhörlich zuflüſtert:

»Werden wir denn nicht ſpeiſen? Es hat ſechs geſchlagen! Ich hatte großen Hunger, und Sie werden ſehen, daß mein Appetit vergangen iſt, wenn wir uns an den Tiſch ſetzen.«

»Wo iſt denn der famöſe Strauß, den Du deinem Vater ſchenken wollteſt, junger Hidalgo?« ſagt Chambourdin zu dem Sohn vom Hauſe.

»Der Strauß? . . . Ach! lieber Chambourdin, ſagen Sie nichts mehr davon! der verwünſchte Strauß iſt die Urſache des Unglücks, das meinen Unausſprechlichen heute widerfahren iſt.«

»Sie wollten wohl ſelbſt die Blumen pflücken? Haben Sie gymnaſtiſche Uebungen auf der Wieſe gemacht, kleiner Schäfer?«

»Nein . . . es iſt eine lange Geſchichte. Es iſt am Boulevard ein wunderhübſches, reizendes Blumenmädchen . . .«

»Genug, genug, Sie Unhold! ich will nicht mehr wiſſen . . . aber Sie müſſen mir die Adreſſe des Blumenmädchens geben.«

Die Baronin von Grangeville unterhält ſich immerfort mit Madame Glumeau und Colinde; aber die übrige Geſellſchaft verſinkt in jene düſtere, unbehagliche Stimmung, die immer eintritt, wenn eine Mahlzeit zu lange auf ſich warten läßt. Einige betrachten den Plafond, Andere gehen gähnend

Digitized by Google

auf und ab; dieſe ſehen jeden Augenblick nach der Tiſchuhr, jene werfen ſich in einen Armſeſſel und ſchaukeln ſich. Endlich geht die Thür auf und eine Dienſtmagd erſcheint mit der Meldung, daß das Diner fertig ſey.

Sogleich wechſelt die Scene: die Geſichter werden wieder freundlich, die Lippen lächeln, es entſteht eine allgemeine Bewegung; ein Gemurmel der Befriedigung wogt durch den Salon, und der dicke Dufournelle bietet der Frau vom Hauſe die Hand, um ſie in das Speiſezimmer zu führen. Aber Madame Glumeau zögert noch, ſie weiß nicht, ob ſie ſich ohne ihren Mann an den Tiſch ſetzen darf. Zum Glück erſcheint der Herr vom Hauſe, freudeſtrahlend, voll Selbſtgefühl, mit zierlicher Stellung des Fußes. Er iſt nicht mehr derſelbe Mann, der ſich noch vor einer Viertelſtunde den Bauch hielt und Geſichter ſchnitt. Madame Glumeau athmet tief auf und denkt: Es ſcheint ihm gut gethan zu haben.

Glumeau ſchießt wie ein Pfeil durch die Gäſte und bietet der Baronin den Arm. Die Geſellſchaft begibt ſich in das Speiſezimmer. Man ſetzt ſich in der durch Zettel angegebenen Ordnung an den Tiſch. Die Baronin von Grangeville ſitzt natürlich neben dem Herrn vom Hauſe, Camuzard zu ihrer Rechten. Madame Glumeau erhält ihren Platz neben Herrn von Merval, der alſo von der Baronin entfernt, aber ihr doch nahe genug iſt, um ihrem Blick von Zeit zu Zeit zu begegnen, und ſonderbar, Merval ſchlägt immer zuerſt die Augen nieder.

Als der einigermaßen befriedigte Appetit den Tiſchgäſten erlaubt, artig und liebenswürdig zu ſeyn oder wenigſtens zu ſcheinen, wird das Geſpräch lebhaft und man beſchäftigt ſich endlich mit der Angelegenheit, welche die Urſache dieſer Ver-

Digitized by Google

ſammlung iſt: nemlich mit den Vorſtellungen, die auf dem Haustheater Glumeau's gegeben werden ſollen, und mit der Vertheilung der Rollen.

»Mit Vorbehalt einer beſſern Wahl,« ſagt Madame Glumeau, »wollen wir den »gefährlichen Wald« geben.«

»Sehr wohl,« erwiederte Chambourdin; »aber außer den Hauptrollen brauchen wir Räuber . . . eine ganze Räuberbande!«

»Wir werden ſchon welche finden,« ſagt Glumeau, »an Räubern fehlt's nicht.«

»Wirklich! gibt's auch in der Nähe Ihres Landhauſes Räuber?«

»Scherz bei Seite, Chambourdin, ſonſt wird aus unſerm Theater nichts; wir müſſen heute Alles verabreden, denn in der nächſten Woche gehen wir auf's Land, und wir müſſen ſpäteſtens am Ende Juni ſpielen.«

»Es iſt wahr, wenn man in einem Walde Komödie ſpielt, darf man das ſchlechte Wetter nicht erwarten.«

»Es bleibt alſo dabei, wir ſpielen den »gefährlichen Wald.« Zu Räubern nehmen wir meine Dienſtboten und meinen Gärtner.«

»O ſehr gut! vortrefflich!«

»Ich mache die ſchöne Caca . . . die ſchöne Caamillon.«

»Sie haben das Recht dazu.«

»Und mein Bruder den Räuberhauptmann.«

»Ich mache alles, was Sie wollen,« ſagte Chambourdin; »einen Räuber, einen Tyrannen, ein Schlachtopfer . . . Indeß erlauben Sie mir eine Bemerkung: »der gefährliche Wald« iſt kein geiſtreiches Stück, und es kommt nur eine weibliche Rolle darin vor, die noch dazu im erſten Act gar

Digitized by Google

nicht zum Vorſchein kommt. Warum ſpielen Sie nicht »Roderich und Kunigunde«? Das iſt eine gute und witzige Parodie der Melodramen. Das Stück iſt übrigens von dem ſeligen Wartainville, der ein ſehr witziger Kopf war . . . wie man ſagt, denn ich habe ihn nicht gekannt.«

Der Antrag Chambourdin's wird ſehr günſtig aufgenommen, ausgenommen von Colinde, welche gern die ſchöne Camilla ſpielen möchte; aber man gibt ihr die Rolle Kunigundens, der ſie weit beſſer gewachſen iſt.

»Aber in »Roderich und Kunigunde« kommt ein Kind vor,« ſagte Mangeot.

»Nun, wir nehmen eine große Puppe, dem iſt leicht abgeholfen.«

»Aber das Kind ſpricht.«

»Ja, das iſt etwas Anderes, dann muß für ein ſprechendes Kind geſorgt werden. Im Nothfall übernehme ich die Rolle des Kindes.«

»Nein, nein,« ſagte Glumeau, »wir nehmen den Kleinen meines Gärtners; er iſt ein kluger Knabe.«

»Kommen noch andere weibliche Rollen darin vor?«

»Ein Bauernburſch, der kleine Colas; wir machen ein Bauernmädchen daraus, und nennen ſie Colette.«

»Ja das geht, und Fräulein Polyhymnia wird die Rolle ſpielen.«

»Sie hätte eben ſo gut den kleinen Colas machen können,« ſagt Madame Dufournelle leiſe zu Chambourdin, der ihr antwortet:

»So etwas denkt man, aber ſagt es nicht.«

»Ein Stück iſt alſo gewählt,« ſagte Mangeot; »aber Sie werden es doch bei dem Einen nicht bewenden laſſen?«

Digitized by Google

»O nein, wir wollen noch ein ſehr luſtiges Vaudeville aufführen.«

»Haben Sie Ihre Wahl getroffen? Ich ſchlage Ihnen vor: »Nur ein Eſel auf dem Markt.«

»Ja,« ſagte Dufournelle, »es iſt ſehr unterhaltend. Wir haben es geſehen, nicht wahr, Leonore? Sie lachte ſo laut, daß man uns beinahe aus dem Theater gewieſen hätte.«

»Ich kenne das Stück nicht,« ſagte Camuzard. Kommen wirklich Eſel darin vor?«

»Ja, drei. Aber ſie ſind als Menſchen gekleidet.«

Der alte Herr neigt ſich zu der Baronin und ſagt zu ihr:

»Das verſtehe ich nicht . . . Und Sie, Madame?«

Die Baronin ſieht ihren Nachbar mit ſpöttiſcher Miene an und antwortet:

»Haben Sie nie Eſel geſehen, die als Menſchen gekleidet ſind?«

»Ich glaube nicht, oder vielmehr . . . ah! jetzt errathe ich, es iſt ein bildlicher Ausdruck; es iſt ſehr boshaft!«

»Finden Sie das? ich finde es nicht.«

Das vorgeſchlagene Stück wird angenommen; man will noch ein anderes, um den Abend auszufüllen.

»Ja,« ſagt Chambourdin, »der Abend muß ausgefüllt werden wie ein Omnibus. Ich will Ihnen eine hübſche Poſſe vorſchlagen, einen kleinen Act mit drei Perſonen: »Auge und Naſe.«

»Ja, ja!« ruft Dufournelle. »Weißt Du noch, Leonore? wo Du ſo ungeheuer lachteſt, daß . . . Du lachteſt wirklich zu viel.«

Digitized by Google

»Ich hatte dieſes Stück ſchon vorgeſchlagen,« ſagte der kleine Aſtianax, »ich kann die Rolle des Tytire . . .«

»Wenn's erlaubt iſt, will ich das Auge machen,« ſagte Madame Dufournelle lachend.

»Und ich die Naſe,« ſagte Chambourdin.

»Es muß ein ſonderbares Stück ſeyn, wo ein Auge und eine Naſe vorkommt,« ſagte Camuzard wieder zu ſeiner Nachbarin. »Ich begreife es nicht . . . Und Sie, Madame?«

»Ich ſehe gemeiniglich genug Augen und Naſen in allen Stücken, die aufgeführt werden, und finde es keineswegs auffallend.«

Camuzard, durch dieſe Antwort wenig befriedigt, zieht ſein Kinn in die Cravate und ſeine Naſe unter die Brille zurück.

Die Wahl der Stücke war getroffen. Man läßt Broſchüren holen, um noch dieſen Abend die Rollen zu vertheilen. Die Geſellſchaft verläßt den Tiſch und begibt ſich wieder in den Salon, wo andere für den Abend eingeladene Perſonen bereits warten.

Wenn ſich eine Geſellſchaft aus einem Zimmer in ein anderes begibt, iſt es ſehr leicht, ſich denen zu nähern, die man anreden will; junge Leute laſſen dieſen Augenblick nie unbenutzt, wenn ſie bei Tiſche nicht ſo glücklich waren, neben der Dame ihres Herzens zu ſitzen.

Dieſes Mal iſt es eine Dame, die ohne ſcheinbare Abſicht in einer Ecke des Salons ſitzt, wo ein Herr ebenfalls wie zufällig ſtehen bleibt. Dieſe Dame iſt die Baronin von Grangeville, die halblaut zu Merval ſagt:

Digitized by Google

»Ich muß mich wohl sehr verändert haben, da Herr von Merval mich nicht wieder erkennt.«

»Verzeihen Sie, Madame, ich erkannte Sie sogleich als Sie ankamen.«

»Warum redeten Sie mich denn nicht an?«

»Sie haben den Namen gewechselt, ich glaubte daher, Sie wollten unerkannt bleiben, und mochte Ihr Incognito nicht verletzen.«

»Sie kennen gewiß die Ursache meiner Namensveränderung . . . Sie müssen erfahren haben was . . . was mir begegnet ist . . .«

»Madame, in der großen Welt wird so Manches gesagt, daß man nie weiß was man glauben soll, und nach meiner Meinung ist es am vernünftigsten nichts zu glauben.«

»Ach! wenn man die Ereignisse voraussehen, ahnen könnte!«

»Es gibt Ereignisse, die man leicht voraussehen kann . . .«

Die Baronin sieht Herrn von Merval mit einem forschenden Blicke an und erwiedert nach einer Pause:

»Sie haben sich nicht verheirathet?«

»Nein, Madame.«

»Ich glaube, Sie haben auch wohl gethan . . . Werden Sie mir das Vergnügen machen, mich zu besuchen?«

»Madame, Sie erweisen mir viel Ehre . . . wenn ich nicht fürchten müßte, indiscret zu seyn . . .«

»O, durchaus nicht . . . ich bin ganz unabhängig . . . wir plaudern von vergangenen Zeiten . . . Das wird mich

Digitized by Google

nicht verjüngen, aber es wird einen gewiſſen Reiz für mich haben. Sie werden kommen, nicht wahr?«

»Ich werde Ihre Erlaubniß benutzen, Madame.«

»Hier iſt meine Karte.«

Madame Dufournelle, die immer Alles ſieht, was in einem Salon vorgeht, ſagt leiſe zu ihrem Gatten:

»Die Baronin ſpricht viel mit Herrn von Merval . . .«

»Nun, dann macht ſie es wie die ganze Geſellſchaft, es iſt ja Niemand ſtumm.«

»Ja wohl, Bekannte ſprechen mit einander . . .«

»Sie kennen ſich vielleicht.«

»Es ſcheint ſo . . . ſie drückt ihm etwas in die Hand, wie ein kleines Papier . . . Was mag das ſeyn?«

»Statt Dich darum zu kümmern, nimm doch lieber eine Rolle . . . da kommen die Broſchüren.«

»Eine Rolle . . . aber ich will eine hübſche Rolle; eine Figurantin mag ich nicht ſeyn, und mit Camuzard ſpiele ich auch nicht: er iſt unausſtehlich mit ſeinem Schreien und Geſticuliren . . . und es wird Einem übel, wenn er in die Nähe kommt.«

»Liebes Kind, das muß man ſich gefallen laſſen, es iſt nicht Jedermann parfümirt.«

»O nein, nein! es iſt traurig, wie ſchnell die Menſchheit ihrem Verderben entgegen geht! Es gibt Leute, denen es Vergnügen zu machen ſcheint, Andere zu vergiften. Drei Viertheile der jungen Männer haben jetzt einen Tabak- und Wachtſtubengeruch, der allen Nichtrauchern Ekel verurſacht, und das weibliche Geſchlecht pflegt gemeiniglich nicht zu rauchen.«

Digitized by Google

»Ueberdies,« ſagt Chambourdin, der den beiden Gatten zugehört hat, »gibt es Perſonen, die ſchlecht verdauen; nach dem Eſſen muß man nicht mit ihnen ſprechen. Andere haben ſchlechte Zähne; dieſe verdienen gar keine Entſchuldigung, ſie könnten zum Zahnarzt gehen und ihren Mund geruchlos machen laſſen. Es gibt auch Damen, die ſich zu feſt ſchnüren und ſich dadurch den Magen verdorben haben . . .«

»O, das glaube ich nicht!«

»Madame, jeder Arzt kann Ihnen bezeugen, daß viele Damen ihren Leib ſo einpreſſen, daß der Magen dadurch leidet und nach einiger Zeit der Athem übelriechend wird . . . Welche Thorheit! welcher Unſinn! die ſchlankſte, zarteſte Taille iſt nie ſo viel werth wie ein friſcher, reiner Athem, ohne den es keine vollkommene Schönheit gibt . . . Dufournelle, ich hoffe, daß wir eine kleine Bouillotte machen werden: Sie, ich, Herr von Merval und der kleine Miaulard, der ſo eben nieſend angekommen iſt; der arme Teufel hat beſtändig den Schnupfen.«

»Ach! meine Herren, Sie denken immer nur an die Karten, ſtatt mit uns Geſellſchaftsſpiele . . .«

»Die mehr oder weniger harmlos ſind! Ich nehme es an, jedoch unter der Bedingung, daß ich beim Blindekuhſpiel ſitzen bleibe und daß die Damen errathen müſſen . . . O! da wirft der unbeholfene Kingerie eine Lampe um und beſchüttet Mademoiſelle Colinde mit Oel! Er iſt wahrlich ein gefährlicher Geſellſchafter!«

Der Herr vom Hauſe, der keine Leibſchmerzen mehr hat, ſchlägt einen Tanz vor. Die Kartenſpieler werden in ein Nebenzimmer verwieſen; ein Dilettant ſetzt ſich ans

Digitized by Google

Piano und spielt eine Polka, dann eine Redova, dann eine Mazurka; denn die Quadrille wird jetzt ganz vernachlässigt, man opfert sie neuen Tänzen, die man gemeiniglich nicht kennt und daher sehr schlecht tanzt. Nur von Zeit zu Zeit kommt die alte Quadrille noch zum Vorschein, und man behandelt sie mit einer Gleichgiltigkeit, die sie bald vollends verbannen wird.

Glumeau tanzt mit einem vierzehnjährigen Mädchen und sieht unaufhörlich seine Füße an. Lolotte, voll Freude über die Leichtfüßigkeit ihres Mannes, ruft in einer Aufwallung von Begeisterung:

»Ach! es ist gut, daß er eins genommen hat!«

»Was hat er genommen?« fragt Camuzard. Aber Madame Glumeau entfernt sich, ohne zu antworten, und ersucht den jungen Kingerie, das Piano zu verlassen, weil er schon mehre Saiten zerschlagen hat.

Gegen eilf Uhr Abends verschwindet die Baronin von Grangeville aus dem Salon, nachdem sie Herrn von Merval vergebens gesucht hat; aber dieser war längst fort, und die elegante Dame, die auf die Begleitung dieses Cavaliers gezählt hatte, steigt allein in einen Fiaker und sagt schmollend:

»Ach! die Männer sind nicht mehr so artig wie vormals!«

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.